* * *

Wer sich die Ereignisse in Tulle vom 8. und 9. Juni 1944 vergegenwärtigen will, kommt sowohl an der verfügbaren Fachliteratur wie auch am Buch von Elimar Schneider („Sadi Schneid") nicht vorbei.

Im Jahre 1979 erschienen Scheiders Erinnerungen im Askania-Verlag von Herbert Taege - von diesem ausdrücklich als „bearbeitet und herausgegeben" bezeichnet. Daraus darf man ableiten, daß Taege, der wohl der sprachlich gewandtere war, stellenweise seinen Vorstellungen gemäß in Schneiders Text eingriff und wohl auch eigene Passagen einfügte, in denen er das, was Schneider angegeben hatte, auf der Basis seiner eigenen Kenntnisse und Recherchen korrigierte. Man darf vermuten, daß Scheider sich mit solchen Eingriffen einverstanden erklärt hatte und sie als hilfreich einschätzte.

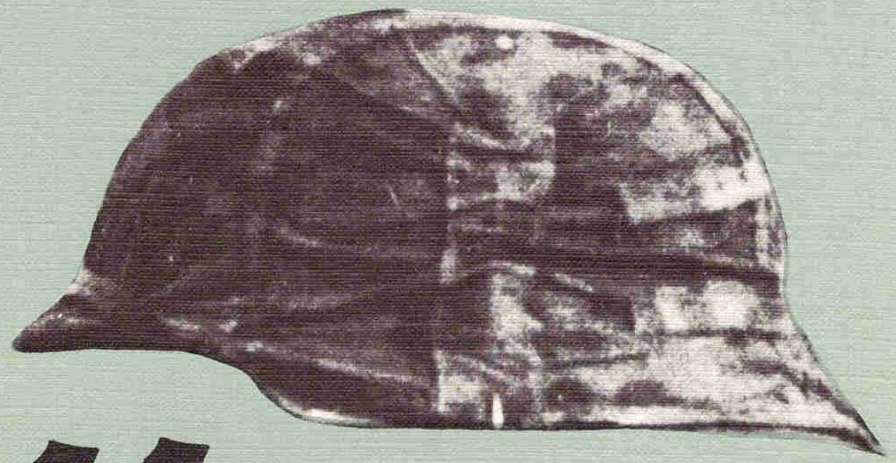
In folgenden wird aus Schneiders Buch allein das Kapitel vorgestellt, in dem es um die Vorgänge in Tulle geht, die Schneider selbst hautnah miterlebt hat. Jeder, der mit dem Thema etwas vertraut ist, wird sich erinnern, daß die Hauptfrage die der Verstümmelungen der deutschen Wehrmachtsangehörigen war, die tot vor der Ecole normale gefunden wurden. Schneider macht dazu recht detaillierte Angaben, welche, wie man man von dem ausgiebigst zu Tulle schreibenden Autor Bruno Kartheuser erfahren kann, aus unsicherer Fremdwahrnehmung übernommen seien, insofern Schneider eben nicht auf eine direkte eigene Augenzeugenschaft verweisen konnte. Von dort ist es nur noch ein kleiner Schritt bis zur abschließenden Einschätzung, daß die Schändungen der Leichen nur eine Legende seien, deren Grundlage allerdings in tatsächlich beobachteten Zuständen der Leichen gewesen sei, die durch einen fehlgesteuerten LKW verursacht worden waren. (Die an anderer Stelle jener Straße liegenden toten Soldaten sind aus dieser Art der Herleitung ihrer angegebenen Verstümmelungsmerkmale allerdings auszunehmen.) Insofern wäre also die folgende Repressalmaßnahme nicht gerechtfertigt und folglich ein Kriegsverbrechen der für solche Exzesse bekannten SS-Division „Das Reich" gewesen.

Um diesen alten Streit soll es aber nicht gehen, sondern allein darum, Schneiders Bericht vollständig zur Verfügung zu stellen. Inhaltsverzeichnis, Anmerkungen des Herausgebers und das Vorwort sowie einige der im Buch enthaltenen Fotos kommen noch hinzu.

Das Buch ist immer noch im Antiquariartshandel für den erhältlich, der meint, eine Anschaffung könnte sich lohnen.

* * *

Sadi Schneid



SS-Beutedeutscher

Weg und Wandlung eines Elsässers

AskAniA

SS-BEUTEDEUTSCHER?

Der Autor, Elsässer des Jahrgangs 1926, wuchs in Frankreich in einem katholischen Internat auf und fühlte sich als Franzose. Anfang 1944 wurde sein Jahrgang zur deutschen Wehrmacht eingezogen. Er kam — unfreiwillig — zur Waffen-SS, wo nach deutschem Wehrrecht u. a. die Volksdeutschen mit fremden Staatsangehörigkeiten dienten.

„Beutedeutsche" nannte man sie mit gutmütigem Spott in der Truppe — nicht ohne Respekt, wie auch die Leistungen der sog. „Beutegermanen" aufgenommen wurden. „Beutedeutscher" nennt sich der Verfasser mit liebenswürdiger Selbstironie selbst für den Zeitraum dieses Bandes, in welchem er seinen Weg vom Nationalfranzosen zum Beutedeutschen und schließlich zum Beutefranzosen darstellt, den weiteren Weg als „Beutefranzose" einem späteren Bande vorbehaltend.

Was den Verfasser heraushebt, ist sein ungewöhnliches Erleben und seine freimütige Schilderung, gleichgültig, ob er die Untaten französischer Partisanen oder seine eigenen Schwächen beschreibt. In der Stadt Tulle, in der 98 Franzosen als Repressalie erhängt wurden, rettet er zwei junge Franzosen vor dem Galgen. Was er als Augenzeuge dieser Vorgänge berichtet, stellt die vielen geklitterten Legenden richtig und liefert damit einen beachtlichen Beitrag zur Zeitgeschichte.

Zwischen zwei Nationen stehend, orientierte sich der junge Soldat nur an seinem humanitären Gewissen. Er bleibt ohne Dank.

Der Weg vom „Beutedeutschen" zum „Beutefranzosen" ist mit Bildern und Dokumenten belegt, deren Bedeutung oft historischen Rang haben. Ein Buch mancher Ärgernisse, vieler Menschlichkeit und noch mehr Allzumenschlichkeiten, voll von oft unbequemen Wahrheiten.

Das alles aus der Feder eines alemannischen Erzählertalents.

ASKANIA VERLAGSGESELLSCHAFT MBH - LINDHORST

ISBN 3-921 730-06-6

SADI SCHNEID (Elimar Schneider)

SS-Beutedeutscher

WEG UND WANDLUNG EINES ELSÄSSERS

Bearbeitet und herausgegeben von Herbert Taege

ASKANIA VERLAGSGESELLSCHAFT MBH · LINDHORST

Copyright 1979
Askania Verlagsgesellschaft mbH · 3067 Lindhorst 2
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
Gesamtherstellung: Kölle-Druck, 4994 Preußisch Oldendorf

ISBN 3-921730-06-6

INHALTSVERZEICHNIS

Anmerkungen des Herausgebers 7
Vorwort des Verfassers 11
1. Kapitel
Einer für alle, alle für einen 13
2. Kapitel
Tulle in Europa, Juni 1944 54
3. Kapitel
Haltet den Dieb – Vor dem Militärgericht 98
4. Kapitel
Mutter, Mutter 109
5. Kapitel
Die Äpfel waren nicht reif 125
6. Kapitel
Die Nacheiferer Rommels 156
7. Kapitel
„Der Rückzug aus Belgien", September 1944 171
8. Kapitel
„Verdun" im Westwall 178
9. Kapitel
„Die Ratten beißen zurück – der Reihe nach" 191
10. Kapitel
Ein verwundetes Tier in der Herde 228
11. Kapitel
Die „Umerzogenen" 251

ANMERKUNGEN DES HERAUSGEBERS

Wer etwas über den Verfasser dieses Berichtes wissen will, möge nicht nach dem Namen fragen, sondern in der französischen Nachkriegsliteratur nachlesen. Bei der Schilderung der deutschen Repressalien in Tulle am 9. Juni 1944, wie in HISTOIRE POUR TOUS vom Oktober 1967 abgedruckt, findet sich ein zutreffendes Bild des Autors.

Ein junger SS-Soldat überbringt dem SD-Dolmetscheroffizier Walter, welcher die Auslese der hundertundzwanzig Aufzuhängenden regelt, eine Nachricht. Als dieser junge Soldat an der Gruppe der nächsten Todeskandidaten vorbeigeht, wird er von einem jungen Mann aus der Gruppe angesprochen. Der Franzose versucht, den deutschen Soldaten dazu zu bringen, bei dem SD-Leutnant um Gnade für ihn zu bitten. Was dann geschieht, liest sich wörtlich so:

„Mit erschüttertem Gesicht nimmt der Soldat ihn am Arm und führt ihn vor Walter. Der stimmt mit einem Kopfnicken zu. Die beiden Jünglinge, der eine behelmt, gestiefelt und bewaffnet, der andere in Arbeitskleidung, umarmen sich weinend. Der Abbé Espinasse nähert sich Walter, der bewegt scheint.

‚Was dieser Soldat getan hat, braucht Sie nicht zu erstaunen', sagt Walter, wie um seine Geste zu entschuldigen, ‚er ist ein Elsässer.'"

Der Leutnant Walter war ein gläubiger Katholik, wie der den Opfern die Absolution erteilende Abbé Espinasse berichtet. Er endete im Sommer 1944 als Gefangener der Partisanen rittlings auf einer Sense. Das hätte er nicht verdient, kommentierte Espinasse diese Todesart des SD-Mannes acht Jahre später, als er mit dem Autor als Zeuge beim Militärgericht Bordeaux zusammentraf.

Der Gerettete sowie ein weiterer vom Autor vor dem Strang bewahrter junger Franzose leben jetzt hoch dekoriert in ihrer Heimat. Der Abbé Espinasse, der über die Vorgänge in Tulle einen Augenzeugenbericht verfaßt hatte, welcher nicht annähernd die ganze Wahrheit sagte, schrieb dem damaligen Retter über diesen seinen „témoignage" genannten Bericht wörtlich zweiunddreißig Jahre danach:

„Man vergißt gern, daß dieser ‚Bericht' derjenige Rapport ist, der vom Präfekten angefordert worden war, um an die Vichy-Behörden gesandt zu werden ... und zwar zum Zwecke des Protestes bei den Besatzungsbehörden. Aber bald, mit der Pensionierung, so ist beschlossen, wird die Schrift um das erweitert werden, was er gesehen hat ..."

Seither sind wiederum einige Jahre ins Land gegangen, ohne daß auch der Rest der Wahrheit gesagt und bezeugt worden wäre. Nun, nachdem die französische Seite den Mut zur vollen Wahrheit nicht aufgebracht hat, spricht der Verfasser: ein Elsässer, der um Frankreich mindestens ebenso viele Verdienste hat wie um Deutschland, dessen Waffen zu tragen er gezwungen war. Er spricht aus seinem Gewissen und in der Furcht vor Verfolgung, vor der ihn auch das verwendete Pseudonym nicht schützen kann. Er nimmt die Pflicht wahr, die andere Augenzeugen nicht erkennen wollen. Und er nennt in seinem Vorwort seinen Bericht eine „Beichte".

Der Verfasser fühlte sich als Franzose, als er zu den deutschen Waffen kam. Und viele Schicksalsgefährten mit ihm. Die Namen vieler Überlebenden mußten zu deren Schutz abgekürzt werden.

Es gehört zu den kaum begreiflichen Fakten der Geschichte des Zweiten Weltkrieges, daß die Bevölkerung des Elsaß und Lothringens nicht in freier Selbstbestimmung hat optieren dürfen, zu welcher Nation sie sich im Einzelfall gehörig fühlen wollte. Sie wurde ohne jegliche Regelung des Staatsbürgerrechtes, obwohl französische Staatsbürger, als Deutsche behandelt und schließlich auch mit den entsprechenden Jahrgängen zum Wehrdienst in die deutsche Wehrmacht eingezogen.

Dieser Unsinn übertraf sich selbst, als viele der jungen Elsässer zur Waffen-SS, insbesondere zur SS-Division „Das Reich", überstellt wurden, wo sie vorwiegend in Frankreich ausgebildet wurden, während Teile der Division noch in Rußland kämpften. Und das hieß: keinen Tag Ausbildung in Deutschland, keinen Tag in einer Kaserne oder in einer die Manneszucht fördernden Abschließung, sondern in Frankreich, in Ortsunterkünften zusammen mit der französischen Zivilbevölkerung und unter den Augen der französischen Widerstandsbewegung – häufig gar in Kontakt mit ihr; schließlich auf dem Marsch an die Invasionsfront den Angriffen der Résistance ausgesetzt, die keinen Unterschied zwischen deutschen und elsässischen SS-Soldaten machte, ebenso wenig wie die Invasionstruppen selbst.

Dem soldatisch-sachverständigen Leser sträuben sich die Haare bei der freimütigen Schilderung von in der deutschen Wehrmacht ungewöhnlichen eklatanten Disziplinlosigkeiten. Aber sie sind ein Stück der Wahrheit über diese zwischen zwei Nationen vagabundierenden Jungmänner. Sie sind nicht eliminiert worden und nicht bagatellisiert, sie sind nur – um allzuhäufige Wiederholungen zu vermeiden – auf Typisches reduziert worden, wobei die alemannische Erzähllust und Gaumenfreude nur geringe Abstriche hinnehmen mußten. Diese Ärgernisse wären nicht ohne Verlust an Authentizität eliminierbar.

Dasselbe trifft zu für die gelegentlich durchscheinende Überheblichkeit dieser unfreiwilligen SS-Männer gegenüber Erscheinungen beim Heer. Sie bezeichnen nicht eine bei der Waffen-SS gepflegte Einstellung, sondern bezeugen – wertfrei – die Wirkungen, die Korpsgeist haben kann, auch da, wo er unfreiwillig übernommen werden mußte: er wirkt aus der entwicklungsmäßig vorgegebenen Bereitschaft. Die Fremdenlegion stützt sich auf ebendiese seelische Bereitschaft.

Dieses Buch ist also weder ein Ruhmesblatt für die deutsche Wehrmacht oder gar Waffen-SS noch ein Titel für deutsche Reichspolitik. Es ist aber auch kein Ruhmesblatt für Frankreich, weder für das Pétains noch das des exilierten De Gaulle.

Was dieses Buch an Rühmlichem auszusagen vermag, ohne dabei durchaus Unrühmliches zu verschweigen, ist nicht nationalen Eigentümlichkeiten zuzurechnen, sondern ist ein Stück pulsierender Menschlichkeit: Eine Menschlichkeit mit Fehlern, Schwächen und Irrtümern, aber ebenso an Güte, Kameradschaft und Treue.

Vielleicht ein Buch des Ärgernisses, sicher aber eine Aussage, die dem gegenseitigen Verständnis zweier Nationen dient, zwischen denen noch immer Barrieren stehen. Sie abzutragen ist nur durch Wahrheiten möglich, die vielen auf beiden Seiten oftmals unbequem sind. Daß sie Wahrheiten sind, hat der Herausgeber, der den geschichtlichen Komplex aus eigener Forschung kennt, geprüft, sich aber zur Glaubhaftmachung darauf beschränkt, einige Dokumente zur *persönlichen* Profilierung des Autors diesem Buch beizufügen.

Verfasser und Herausgeber glauben, mit dieser Arbeit der Verständigung der beiden Herzvölker des Kontinents zu dienen.

Herbert Taege

VORWORT

Dieser Bericht ist keinesfalls ein Roman; mit seinen Erlebnissen und Gefühlen könnte er eher eine Beichte sein. Viele Leser werden sich in Fleisch und Blut wiedererkennen, die meisten aber in ihren Gedanken: sei es in vergangenem Heldentum, schuldigmachender Gleichgültigkeit oder menschlicher Feigheit.
Die Toten beider Lager hatten nämlich einen breiten Rücken. Es ist hohe Zeit, sie durch Überlebende abzulösen.
Verbrecher oder Unschuldige: die Überlebenden des letzten Krieges haben alle ein Gewissen. Man kann mir glauben, dieses Gewissen weist richtig, auch wenn es mit den modernen Schlafmitteln der Medien betäubt zu sein scheint.
Man sagt, Gelegenheit mache den Dieb. Ich meinerseits glaube, daß das Beispiel den Ausschlag gibt.
Warum also auf andere Steine werfen? Um selbst gesteinigt zu werden? Mein Gewissen hat meine Feder geführt. Was die Steine anbetrifft, so sind diese schon lange vor mir geworfen worden.

Sadi Schneid,
ein unfreiwilliger Soldat der Waffen-SS,
der nicht vergessen hat.

2. Kapitel

TULLE IN EUROPA, JUNI 1944

Möge Gott, wenn es ihn in jener Zeit der Verdammnis noch gab, dem jungen SS-Soldaten, den keine Tresse, sondern nur der Ärmelstreifen „Das Reich" zierte, vergeben, daß er in einem Anfall von unbeherrschten Mitleid schrie: „Seht ihr nicht, daß er leidet, daß man ihm den Gnadenschuß geben muß?"
Einige trockene Karabinerschüsse, es kann auch ein kurzer Feuerstoß aus einer Maschinenpistole gewesen sein, und der Körper streckte sich . . .
Ich habe oft über dies Begebenheit nachgedacht . . .
O Gott, was für ein Gott warst du denn, um solch Sühneopfer zuzulassen? Der Gehenkte genügte dir noch nicht, du mußtest auch noch das Herz eines Kindes brechen, das, vorzeitig in die Rolle eines Mannes gepreßt, dir von nun an trotzen wird.

„Bringt dieses Maschinengewehr zum Schweigen! Stellung! Sprenggranate! Visier 400!" brüllte der Hauptscharführer Fritz Kurz auf dem Schützenpanzer, der zugleich das erste Geschütz des Panzerabwehrzuges der SS-Panzeraufklärungs-Abteilung „Das Reich" zog, als er am Abend des 8. Juni 1944 mit Karacho in die von Partisanen eingenommene Stadt Tulle eindrang. Das Geräusch der Gleisketten, deren meisten Gummiplatten wir unterwegs verloren hatten, da wir zu schnell gefahren waren, übertönte den Gefechtslärm.
Trotz des feindlichen Feuers, das zum Teil aus Leuchtspurgeschossen bestand und das unsere Helme vibrieren ließ, sprangen wir aus dem fahrenden SPW, und nur einige Sekungen später wurde die Kanone, die sich durch die abrupte Bremsung quergestellt hatte, ausgekoppelt und in Stellung gebracht. Schon hatte der Richtschütze Holdi K. das Mündungsfeuer des Partisanen-MGs in seinem Fadenkreuz, war die Kanone geladen und schußbereit. „Feuer", donnerte der Zugführer. Das Resultat war zweifelhaft: Der Richtschütze, der gelassen auf die Abzugsklinke am Handrad drückte und dabei das rechte Auge am Zielfernrohr mit Rückstoßdämpfer hatte, bekam einen Stoß ins Gesicht und wurde zurückgeworfen. Zu seinem Glück saß er nicht rittlings auf dem Holmen der

Kanone, wie er es manchmal während der Übungen getan hatte, sondern im Amazonensitz.
Er hatte sich einige Extras herausnehmen können, denn er hatte in Rußland bereits an die zehn Panzer abgeschossen. Sein linkes Knie kam noch einmal leidlich davon, aber seine rechte Hand war nicht groß genug, das wachsende blaue Mal in seinem Gesicht zu bedecken.
Die übrige Geschützmannschaft hielt sich Fuß oder Bein oder Kopf, um den plötzlichen Schmerz zu lindern. Ich selbst hatte meinen Platz hinten links. Das war ein Platz für Unerfahrene aber Flinke, die das schwenkbare Schutzschild der Vorderlafette umzulegen hatten, um dann zurückzuspringen und die Lafettenstrebe zu bewegen.
Der Zugführer brauchte nicht lange, um zu verstehen: Dieses „Nilpferd" von Munitionsschütze hatte eine Panzergranate an Stelle einer Sprenggranate gefaßt. „Schnell eine Sprenggranate", schrie er. Eine Panzergranate hat eine weit höhere Anfangsgeschwindigkeit als eine Sprenggranate, die gegen Infanterieziele benützt wird. Wenn man das Visier auf „Sprenggranate" eingestellt hat, so ist das Rohr dafür höher gerichtet, so daß eine verschossene Panzergranate hoch über das Ziel geht. Die Panzerabwehrgranate war deshalb über den Hügel, von dem uns die Partisanen von einer Landhausterrasse aus kräftig beschossen, hinweggeflogen. Die Villa sah aus wie eine Kapelle, so daß wir nicht daran gedacht hatten, von einer Kirche aus beschossen zu werden.
Einer meiner Kameraden, unser Fahrer René, der Zeit genug hatte, den Ursprung des Maschinengewehrfeuers auszumachen, behauptet heute noch, daß die Partisanen wirklich von einer Kapelle aus auf uns geschossen hätten. Die 7,5-cm-Pak war mit einem meisterhaften Satz auf dem Asphalt der Straße zurückgehüpft, da die Holmen nicht verankert werden konnten, wie es üblich war; das V-artige Verankerungsstück war mit Gewalt in die Kette des SPW eingedrungen. Mehrere Gummiplatten flogen mit dem wummernden eigentümlichen Geräusch von Propellern, die sich in die Luft schrauben, herum. Der arme „Schütze Arsch mit der Ölkanne", der letzte der Verantwortlichen, reichte schamrot die richtige Granate heran.
Sie kam gerade noch rechtzeitig, ehe die Herren Partisanen Schaden anrichten konnten. Mit einem direkten Zielschuß wurde das gegnerische Maschinengewehr mitsamt den Schützen erledigt.
Unser Fahrer, der kleine René, der bis dahin ruhig in seinem SPW verblieben war, nützte die Feuerpause aus, um sich die Füße zu vertreten. Georges, der Mann des rechten hinteren Holmen, der durch den Seitensprung der Kanone eine Prellung erlitten hatte, untersuchte sein Bein. Jeder zeigte jedem das, was er als seine erste Kriegsverletzung ansah. Da

blaue Flecken keine bleibenden Spuren hinterlassen, bedurfte es etwas mehr für eine Auszeichnung. Das Schicksal sorgte jedoch dafür, daß keiner ungeschoren davonkam, und wenn es nur die Hiebe waren, die auf sie niedergingen, als sie einige Zeit später in Gefangenschaft gerieten.

Das zweite Geschütz, mit dem Unterscharführer Hermann D. als Geschützführer, hatte uns nach der engen Kurve vor Tulle überholt, denn, durch unser plötzliches Abstoppen überrascht, waren sie uns mühsam ausgewichen und mit ihrem Karacho weiter nach Tulle hineingerast. Ihr Fahrer, der Elsässer Charles K., Charlie genannt, war gerade erst aus der Fahrschule gekommen und brachte es immer fertig, hinten zu hängen, wenn er Gefahr witterte.

Es waren sicher nicht die wenigen Schüsse, die wir seit Brive gehört hatten, die sein Mißtrauen erweckt hatten. Aber es könnte der tote Zivilist neben einer kleinen Brücke bei Brive gewesen sein, der ihn alarmiert hatte.

Tatsächlich war jeder tot aufgefundene Zivilist für uns ein gefallener Partisan, denn wie hätte er sonst als Zivilist erschossen werden können. Und da, wo sich einer, wenn auch tot, befand, mußten unweigerlich auch andere sein, die sich in der Gegend versteckt hielten. Die Besatzung der Pak Nr. 2 hatte weniger Glück als wir.

Der SPW mit dem dritten Geschütz, der „Hannelore" des Unterscharführers Paul Cimmander, folgte als Nachhut des Panzerjägerzuges, da Cimmander mehr Erfahrung als der Geschützführer Hermann D. hatte. Er überholte uns und hielt kurz danach unschlüssig an und erwartete die Befehle unseres Zugführers, des Hauptscharführers Kurz. Man hörte nur noch hier und da einzelne Schüsse. Andere SPW und Lastwagen stießen zu uns. Einige SPW kamen aus dem Stadtinnern und hatten ebenso wie die hinter uns fahrenden auf ihren Motorhauben Partisanengefangene mit Armbinden kauern. Wir fragten uns, wo diese wohl ausgehoben worden waren. Zu ihrem Glück betrachteten die SS-Männer sie als Soldaten, weil sie eine Armbinde trugen. Nach dem, was wir von unseren Alten, Reichsdeutsche, die den Rußlandkrieg erlebt hatten, gehört hatten, wurde mit Partisanen nicht lange gefackelt, wenn sie mit der Waffe in der Hand in Zivil und ohne Armbinde erwischt wurden. In der Tat war in unseren Soldbüchern vermerkt, daß auch für Freischärler die Genfer Konvention galt, sie also regulär zu behandeln wären. Aber nur für solche mit äußeren Kennzeichen.

Einige Fahrzeuge setzten ihren Weg fort, und eine Gefechtspause unterbrach den Lärm.

Da wir am Straßenrand hielten, benützte ich die Gelegenheit, einer Reparaturwerkstatt für Autos einen Besuch abzustatten. Wir hatten nämlich unterwegs eine Panne an unserem SPW gehabt und mußten bei Nacht ein Lager der Kettenlenkrolle ersetzen. Ich selbst hatte den Führerschein nicht erhalten, da ich nach Ansicht des Fahrlehrers zu „fickerig" (= nervös) war. Hingegen war ich ziemlich beschlagen in theoretischer und praktischer Mechanik. So war ich es, der von da an die kleinen Reparaturen zu verrichten hatte. Dies wog meine unvorschriftsmäßigen Starts mit dem Opel-Blitz-Lastwagen der Fahrschule auf: Zweiten Gang eingelegt, anlassen, Gas geben, linker Fuß am Boden neben dem Kupplungspedal.

Ich war der Meinung, daß ich unter allen Umständen und um jeden Preis eine an die Batterie anschließbare Handlaterne für die nächtlichen Reparaturen haben müßte. Der Besitzer der Autowerkstatt war abwesend, vielleicht weil er Partisan war. Als ich mich in dem über der Werkstatt gelegenen Ersatzteillager anschickte, ein Regal nach dem anderen nach Zubehör zu durchsuchen, wurde ich von hinten, wo ich das unbestimmte Gefühl der Anwesenheit eines Menschen verspürt hatte, angesprochen: „Was suchen Sie hier?" Ich drehte mich um und stand einem Feldgendarmen gegenüber. Er war nicht von der angenehmen Art wie diejenigen, die wir von den Straßenkreuzungen her kannten.

Es war ein richtiger Kopfjäger, der mich mit seinen 1,90 Metern überragte und der zu seiner untadeligen Uniform die Kette mit dem gefürchteten Brustschild trug, das mich von jeher stark beeindruckt hatte. Nach diesem Brustschild nannte man sie „Kettenhunde".

Beutedeutsch stotternd, versuchte ich ihm den Grund meiner Garageninspektion zu erklären, wobei ich jedoch das deutsche Wort für „Baladeuse" (anschließbare Handlaterne) nicht fand. Er wollte gar nichts hören und führte mich kurzerhand vor meinen Kompaniechef.

Der Spieß, Ferdel A., und mein Zugführer, der Hauptscharführer Fritz Kurz, brauchten nicht lange und fanden sich beim Chef ein. Es war für mich ein Gefühl, als ob ich mich schon im Räderwerk des Kriegsgerichtsverfahrens befand, mit anschließender Erschießung wegen versuchter Plünderung . . . einer unglückseligen „Baladeuse", deren deutschen Begriff ich nicht einmal kannte. Ich erinnerte mich, daß mein Kamerad „Lüzzele" mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt hatte, daß ein Beutedeutscher von den letzten Zugängen in Beaumont-de-Lomagne wegen Fahnenflucht und Plünderung bei französischen Zivilisten, die ihn den deutschen Behörden des Ortes übergaben, erschossen worden sein soll. Ich fühlte mich nicht wohl in meiner Haut . . .

Ich hatte jedoch nicht mit der Wertschätzung meiner Vorgesetzten gerechnet. Zwar war ich „Franzosenkopf". Aber zu meinem Vorteil hatte ich sowohl bei den Brüdern der christlichen Schulen als auch während meiner Ausbildung beim Reichsarbeitsdienst und bei der Waffen-SS gelernt, was Gehorsam bedeutet. Ich war ein vortrefflicher MG-Schütze, sei es beim Instellunggehen oder Schießen, und auch als Richtschütze an der Panzerabwehrkanone taugte ich etwas. Nicht zu vergessen, daß ich als Dolmetscher und als „Orgaisator" von Lebensmitteln sehr nützlich war.
Meine Vorgesetzten stellten sich alle vor mich, und das, was meines Erachtens so etwas wie Verachtung meines Kompaniechefs gegenüber dem Feldgendarmen war, besorgte den Rest: Warum war er nicht bei der Waffen-SS, dieser Feldgendarm, um als erster unter den Schönsten und Größten dieser Elitetruppe sein Leben einzusetzen? „Nein, Schneid ist kein Plünderer, lassen Sie ihn laufen", sagte der Obersturmführer. Mehr konnte ich nicht erwarten. Ich kehrte zu meiner Gruppe zurück und dachte, daß mir das Glück noch einmal hold gewesen sei. –
Ich dachte an die Sache mit dem Koffer voll Bettwäsche für unsere Panzerjägerbude, mit dem mich der Chef bei der Partisanenaktion erwischt hatte, und ich verspürte Dankbarkeit, daß er mich heute wie damals vor dem Kriegsgericht bewahrt hatte, denn sicher wußte er nicht, daß die französischen Soldaten 1939/40 im evakuierten Elsaß auch genommen hatten, was immer sie brauchten oder haben wollten . . .
Was den Feldgendarmen betrifft, so habe ich diesen nie wieder gesehen. Er wird wahrscheinlich unter den vielen vermißten Feldgendarmen der Gegend von Tulle sein, die den Partisanen in die Hände gefallen sind.
Unterdessen kam der Sanitäter zu uns, um uns den Tod unseres elsässischen Kameraden Marcel M. mitzuteilen. Er war von einem aus einem Fenster schießenden Partisanen, als nach hinten Sichernder auf seinem SPW, abgeknallt worden. Die Kugel war über seinem Auge eingedrungen, durch die Schädeldecke ausgetreten, und hatte seinen Stahlhelm zerfetzt. Wir fielen aus allen Wolken, als der Sani uns erzählte, daß sich bei der Waffenfabrik von Tulle Kämpfe abgespielt hatten. Von den Kämpfen hatten wir nur den Zwischenfall mit dem Maschinengewehr der Partisanen bemerkt. Der Sani gab zu, daß er eine Frau am Ortseingang von Tulle getötet hätte und bedauerte dieses Unglück. Seinem Bericht nach hatte er das Pfeifen der Geschosse gehört und geglaubt, daß man es auf ihn abgesehen hätte; so ließ er eine Maschinenpistolengarbe gegen ein verdächtiges Fenster los, hinter welchem aber nur eine harmlose Frau das Opfer ihrer Neugierde wurde.
Wenn ich an den Sani zurückdenke, frage ich mich manchmal, ob er

diese Frau nicht mit den vierzig Deutschen, die von Partisanen umgebracht worden waren, begraben hat.
Es wird nämlich berichtet, daß auch eine Frau mit den deutschen Soldaten begraben worden sein soll.
Da es Abendbrotzeit war und wir ohnehin immer Hunger hatten, begab ich mich an den Ort, wo unser SPW untergezogen war. Es gab keine warme Mahlzeit an diesem Abend, und die alte Munitionskiste, die uns als Verpflegungslager diente, und die wir sorgsam hüteten, war sozusagen leer. Dieser Umstand erweckte bei einigen den Gedanken, deren Vorrat aufzufüllen, indem wir uns an Ort und Stelle versorgten. Diesmal lief der Hase schief, denn bei einbrechender Nacht wurden wir von unseren Vorgesetzten gründlich gefilzt. In Wirklichkeit ging es darum, Ladenplünderer ausfindig zu machen, zu denen wir allerdings nicht gehörten. Aber da wir uns an den Verpflegungs-Lastkraftwagen des Heeres selbst bedient hatten, war das schon schlimm genug.
Kaum war der Durchsuchungsbefehl bekannt – es dauerte keine fünf Minuten bis zum Beginn der Untersuchung – wurde ich von einem Langfinger unserer eigenen Gruppe angesprochen. Er beichtete mir, einen Bündel Tausender und ein sperriges Paket mit neuen 5-Franc-Scheinen „gefunden" zu haben. Wenn ich ihm ein Versteck besorgen könnte, würde er mir einen Teil seines „Fundes" abgeben. Ich war natürlich naiv genug, seine Geschichte zu glauben. Aber ich versprach ihm, eine Lösung zu finden, und wäre es nur, um ihm aus der Patsche zu helfen, der ich selbst erst vor kurzer Zeit entronnen war. In letzter Minute kam mir der Gedanke, das Geld in dem auf der Kanone angebrachten rohrartigen Behälter für das Reinigungsgerät zu verstecken. Zuvor hatte ich das Geld in ein Tuch gewickelt und verschnürt. Die Durchsuchung blieb einmal mehr ohne Ergebnis, denn die organisierten Nahrungsmittel waren vorher gierig verschlungen worden. Das Geld schlief am Boden des Rohres. Ich erfuhr erst am nächsten Tag vor Tagesanbruch, woher das Geld kam. Es stammte aus dem Büro einer nahegelegenen Werkzeugfabrik, in der Rue du Docteur Ramon, die in Anbetracht der vorhandenen Drehbänke und Fräsen eine Zweigstelle der Waffenfabrik von Tulle zu sein schien.
In dieser Nacht fanden wir keinen richtigen Schlaf, da wir abwechselnd bei den Geschützen Wache schieben mußten, und die Ereignisse des Tages unserer Feuertaufe sich auf unsere Nerven ausgewirkt hatten.
Ich suchte mir eine Ecke im SPW und war im Begriff, mich ein wenig zu erholen. Ich begann zu träumen und ein Gedanke jagte den anderen. Trotz der Tragik des verflossenen Tages konnte ich nicht umhin zu lächeln, wenn ich an die Begebenheiten dachte, die mich zu dieser

zwischen Bewunderung und Verruchtheit stehenden Waffen-SS geführt hatte.
Ich war nachts in Straßburg angekommen, im Januar 1941, und zwar an einem 13ten! Ich kam aus dem unbesetzten Frankreich, wo ich kleiner Novize in St. Maurice l'Exil (Isère) bei den Brüdern gewesen war. Als ich auf Französisch nach meinem Weg fragte, um den neuen Wohnsitz meiner Eltern zu finden, warnten mich einige Nachtschwärmer davor, französisch zu sprechen, denn diese Sprache war inzwischen im Elsaß „verboten". In meine Familie zurückgekehrt, fand ich Eltern, Brüder uns Schwestern wieder. Aus dem Stegreif wurde ein denkwürdiges „Fescht" organisiert, und wir kümmerten uns wenig um das nächtliche Getöse, das wir unter Begleitung einer chromatischen Ziehharmonika und mit dem Klirren der Gläser mit blondem Elsässerwein im Hintergrund verursachten. Als Höhepunkt des Festes führten mich meine Angehörigen vor ein großes Bild. Es stellte Hitler dar. Sie bezeichneten ihn als „unseren Führer", dem sie vertrauten, denn seit seinem Erscheinen lebte die Familie Schneid wieder im Wohlstand.
Schluß also mit dem Suppenschüssel-Haarschnitt, der früher von Vater Schneid so gut wie möglich an seinen Knaben verübt wurde, um den Friseur einzusparen. Jetzt konnte man sich wieder einen guten Friseur am Kleberplatz – Verzeihung: am Karl-Roos-Platz – und einen Haarschnitt auf „Streichhölzchenlänge" leisten.
Es gab keine Armen mehr in den deutschen Reihen, und die Schlechtweggekommenen, welche nicht mehr arbeiten konnten, wurden von der NS-Volkswohlfahrt unterstützt. Bettler, Arbeitsscheue und Berufskriminelle gab es nicht mehr. Die Jugend beider Geschlechter genoß die Vorteile der Freizeitorganisation „Kraft durch Freude", und in Hitlerjugend, Jungvolk oder BDM konnten die Jugendlichen alle Sportarten kostenlos ausüben. Sogar Segelfliegen und Reiten konnte man erlernen, und die Anreisen zu den Sportveranstaltungen kosteten keinen Pfennig.
Für unsere Familie war mal wieder eine radikale Veränderung eingetreten.
Die Geschäfte gingen gut, das elterliche Unternehmen arbeitete sowohl für die Wehrmacht wie für die Zivilbevölkerung. Wir wußten nicht mehr wohin mit dem vielen Geld. Keine mageren Ultimos mehr, keine Gefahr mehr, seitens der Juden, geschworenen Feinden meines Vaters, in Konkurs gebracht zu werden. Sie waren mit unbekanntem Reiseziel verschwunden. Die Kinder konnten sogar Offiziere werden. Im Gegensatz zu meinem Bruder, der vor dem Krieg für St. Cyr, der bekanntesten Offiziersschule Frankreichs, angenommen worden war, dem aber in letzter

Minute von den Franzosen der Eintritt wegen der autonomistischen Einstellung meines Vaters verweigert worden war. Ich konnte nicht alles glauben, was meine Eltern und Geschwister mir erzählten und konnte nicht umhin, meinen Befürchtungen Ausdruck zu geben mit der Warnung: Wer hoch steigt, kann tief fallen.
Meine französische Erziehung und das, was ich bei den Brüdern von meinen polnischen Kameraden beigebracht erhalten hatte, stand im förmlichen Gegensatz zu ihren Hoffnungen und ihren Behauptungen. Polnische Überlebende vom Polenfeldzug hatten meine Kameraden in St. Maurice l'Exil besucht und diese mußten genau wissen, wie weit es mit dieser neuen deutschen Ordnung her war . . .
Wehe dem Tag, an dem die Unzufriedenen sich weigerten, Befehle von den Besetzern zu erhalten . . .
Die Stimme des Hauptscharführer Kurz weckte mich zur Wachablösung. Der Zufall wollte, daß mein Wachkollege der „Geldscheinfinder" war.
Bei Tagesgrauen, als unsere Wachzeit zu Ende ging, nützte er die Gelegenheit, von mir das anvertraute Geld zurückzuverlangen. Wir hatten alle Mühe, es von dem Boden des Rohres wieder hervorzuholen, denn die Schnur, die uns erlauben sollte, unseren Schatz zu heben, war unter der Lappenverpackung des Geldes verschwunden. Das Durchsuchungskommando war nicht dumm und hatte die Geschützrohrbürste entfernt; es faßte jedoch keinen Argwohn, als es den Lappen auf dem Grunde erspähte.
Nach einigem Zögern reichte mir der Marodeur mit großartiger Geste das Bündel funkelnagelneuer 5-Franc-Scheine und steckte die großen Scheine in seine eigene Tasche.
In meinem tiefsten Innern war ich nicht ruhig. Ich kannte das Sprichwort: „Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen". Aber ich beruhigte mich damit, daß schließlich er die größte Gefahr lief: Diese Geschichte konnte ihn schnurstracks vor das Standgericht bringen. Ich steckte das Bündel Banknoten ein, und da ich einen heftigen Stuhldrang verspürte, machte ich mich auf die Suche nach einem geeigneten Örtchen.
Es war damals in Frankreich unglaublich schwierig, halbwegs anständige Toiletten zu finden. Ich fand nach langem Suchen ein Stehklosett mit großem Loch, das über der Corrèze, einem Flüßchen, das durch Tulle fließt, gähnte. Es befand sich im Hintergrund einer Mechanikerwerkstatt. Es war der Betrieb, wo das Geld herstammte. Dort löste ich mich endlich und verwendete als Klopapier ganz neue Banknoten der Banque de France. Darf ich gestehen, an was ich in diesem Augenblick dachte?

Ich sah mich wie Sankt Potin, Bischof von Ungarn, in seiner Zelle. Auch er hatte als einzigen Horizont ein Abortloch. Mein Vetter, späterer Gymnasiumsdirektor in der Türkei, damals noch Novize bei den Brüdern der Christlichen Schulen in Lyon-Caluire, hatte mir andächtig die wunderbar mit Mosaiken geschmückte Basilika von Fourvières und das Gefängnis des Bischofs von Lyon gezeigt, als ich aus dem unbesetzten Frankreich in das an das Großdeutsche Reich angeschlossene Elsaß gereist war. Das war im Januar 1941. Bei der Betrachtung der berühmten Geldscheine entdeckte ich das Bildnis eines Basken und erinnerte mich, daß das Tragen der Baskenmütze im Elsaß verboten war. Es gehörte zum „Welschen Plunder", der im Elsaß auszumerzen war. Ich begann, die Geldscheine in Menge zu benützen, meinen Körper wie mein Gewissen erleichternd. Die flatternden Scheine, nunmehr beschmutzt, wurden durch das träge Wasser der Corrèze wieder gereinigt. Trugen sie nicht schon zum Wiederaufbau Frankreichs bei?
Ich dachte nicht weiter darüber nach und warf den Rest des Bündels in das Loch, wo sie wie von einem Vakuum angesogen wurden und dann wie ein Schwarm Schmetterlinge entschwanden, um den Launen der langsam fließenden Wasser zu folgen. Ich war wieder glücklich. Wenn ich daran zurückdenke, war nicht auch ich ein „Widerstandskämpfer" auf meine Art?
Sehr früh am Morgen suchte der Sani Freiwillige, um den armen Marcel M. zu begraben. Er erzählte uns, daß einige der vierzig deutscher Soldaten gräßlich verstümmelt aufgefunden worden waren.
An Freiwilligen fehlte es nicht, und wir trafen schließlich, nachdem wir an einem vorsintflutlichen Maschinengewehr vorbeigegangen waren, an einem Platz zusammen.
Der Boden war ringsum mit Blut getränkt. Ich kann nicht sagen, ob es vor der Waffenfabrik oder anderswo war, aber die leblosen, zerquetschten Körper getöteter deutscher Soldaten lagen umher.
Der Sani erklärte uns, daß es deren Vierzig waren, alle grausam verstümmelt. Wir wagten es nicht, uns zu nähern, denn der Anblick von Toten machte uns noch Angst. Der Sani hörte nicht auf mit seinen Verwünschungen. Er redete nur von Schweinehunden, Kommunisten und abgeschnittenen und in die Münder der Toten gestopften Geschlechtsteilen. Als wir bei Marcel M. ankamen, blieb uns fast das Herz stehen. Sein Kopf war ganz verbunden, sogar der Mund. Nur unter den Nasenlöchern war eine kleine Öffnung geblieben. Unser Sani, der trotz seiner barschen Art – er konnte Drückeberger nicht leiden – und einer irregulär am Hals hängenden Maschinenpistole ein braver Kerl war, erklärte uns, daß der arme Marcel M. kaum gelitten hätte, denn er wurde bereits

bewußtlos, als ihm die Kugel den Schädel durchbohrte; daß es jedoch einige Zeit gedauert hätte, bis er starb. Er hatte den Kopf von Marcel nochmals verbunden, als dieser bereits tot war. Er hatte das Blut, das den ersten Verband durchtränkt hatte, verdecken wollen, um uns den Anblick des blutigen verbundenen Kopfes zu ersparen. Seine Mühe war unnütz, denn hinterher halfen wir noch, die Toten vom Heer zu begraben, bei denen nichts verhüllt worden war, was schreckt.
Unsere Gedanken schweiften bereits zu den gemeinsamen Erinnerungen, die uns mit dem Toten verbanden, als andere SS-Männer einer anderen Kompanie unserer Aufklärungsabteilung einen ihrer Kameraden brachten, einen stocksteifen rothaarigen Toten. Sie erklärten uns, daß er das Opfer einer geballten Ladung von Handgranaten geworden war, die von einem Partisanen auf den SPW geschleudert worden war, als er unter einem überhängenden Felsen vorbeifuhr.
Wir beschlossen, unsere Waffen-SS-Kameraden zusammen in einem besonderen Grab beizusetzen, nicht zuletzt, weil die Grabkreuze der Waffen-SS von denen der Wehrmacht verschieden waren. Wir suchten den schönsten Platz für ihr Grab an einem Hang längs der Waffenfabrik.
Der Rothaarige wurde als erster hineingelegt. Wir hatten nicht sehr tief gegraben auf der Hangseite, denn das Gefälle war verhältnismäßig steil. Als wir dabei waren, mit Hilfe meiner Kumpels Jupp und Pierrot, den Körper des anderen toten Kameraden anzuheben, um seine Leiche in das Grab zu legen, glitt mein Standbein von dem brüchigen Rand der Grube ab. So fiel ich in die Grube und riß den Toten unter mir mit. So gut es ging, fing ich den Sturz auf, als ob ich fürchtete, dem mit meinen Armen umfaßten Kameraden wehzutun. So kam ich längs über den beiden toten Kameraden zu liegen und hielt noch, ohne es zu wollen, meinen toten Freund Marcel im Arm.
Meine Kameraden reichten mir vom Rande des Grabes die Hand. Der eine hatte sogar ein nervöses Lachen, als er mir heraushalf.
Ich konnte nicht umhin, an ein böses Omen zu denken, obwohl ich kaum abergläubisch war. Aber dieses Gefühl verstärkte sich in der Folge noch. Einer der Geschützführer unseres Zuges, der Unterscharführer Paul Cimmander, ein tapferer Mann, leitete mit feuchten Augen die Beerdigung. Auch er vermißte unseren kleinen „Marzellus".
Beim „Soldatenspielen" – denn er war noch zu jung, um den Ernst der Lage bei der Einfahrt in Tulle zu erfassen – fand Marcel den Tod durch die Hand eines Franzosen, der das Risiko, einen elsässischen Landsmann zu töten, bewußt in Kauf nahm. Denn die Franzosen wußten von uns Elsässern in der SS-Division „Das Reich".

Marcels Geschützführer, Hermann D., konnte nicht dabei sein. Dennoch: wie gern hatte er seinen braven „Marcel" gehabt. Dieser war sein Putzer, sein Dolmetscher und sein Verpflegungsholer gewesen. Einmal hatte er ihm nachgesehen, daß Marcel mit der Pistole seines Vorgesetzten gespielt hatte und dabei unabsichtlich einen Kameraden bedroht hatte, da aus Versehen ein Schuß losgegangen war. Marcel hätte beim Abmarsch nach Norden noch in Beaumont-de-Lomagne verbleiben sollen, um die Ankunft der Spähwagen abzuwarten, die nicht zeitig genug angeliefert worden waren.
Auf Bitten „seines" Marcel war der Geschützführer beim Kompaniechef dafür eingetreten, daß ein anderer an seinem Platz in Beaumont blieb. Marcel war traurig gewesen, von dem, der bei ihm die Vaterstelle eingenommen hatte, im Stich gelassen zu werden. Der Geschützführer glaubte, zwei Fliegen mit einem Schlag zu erwischen, wenn er Marcel mitnahm und stattdessen unseren Freund Camille Gutfreund zurückließ, denn dieser hatte einen elsässischen Schatz in der Schulstraße, wo die Kaserne lag. Jedoch auch Gutfreund wurde getötet, später, in der Normandie . . . –
Während der Beerdigung patrouillierte der Unterscharführer Hermann D. durch Tulle und entdeckte unter Führung und nach Angaben des Präfekten ein Munitions- und Waffenlager der Partisanen. Er erzählte mir später, daß am Abend vorher französische Rotkreuzschwestern ihr Leben riskiert hatten, als sie deutsche Verwundete unter dem Störfeuer der Partisanen geborgen und in ein Haus geschleppt hatten.
Jupp Harsche, der Volksdeutsche aus Bessarabien, der viel Übung in Erdarbeiten hatte, schaufelte mit „Pierrot" und „Luzzele" das Grab zu, während ich irgend etwas als Grabschmuck suchte. Ich brachte allerlei Steine, rote Ziegelstücke, Blumen und sogar gelöschten Kalk, den ich bei den Werkstätten der Fabrik gefunden hatte, um ein Mosaik auf der drei Quadratmeter großen Fläche des Doppelgrabes meiner Kameraden anzufertigen. Der dazu bestimmte Maler der Kompanie, ein Rottenführer, dem ich in der Folgezeit oft beim Kreuzeanfertigen zur Hand ging, richtete zwei neue und bemalte sie mit den SS-Sigrunen, den Namen, und den Geburts- und Todestagen unserer Kameraden. Einer davon, o Ironie des Schicksals, war „für Frankreich" gefallen! Denn alle in deutschen Uniformen gefallenen *nichtfreiwilligen* Elsässer wurden nach dem Krieg als „Morts pour la France" (gefallen für Frankreich) ausgegeben, was zwar mit den Rentenansprüchen zusammenhing, was aber logischerweise den Schluß gebietet, daß dieser deutsche Militärdienst ein Kampf für Frankreich gewesen sei. Tatsächlich kämpften und starben diese Elsässer für ein besseres Europa.

Eine Einwohnerin von Tulle, die nach dem Krieg auf dem Friedhof umherging, weigerte sich, der Mutter von Marcel M. die Grabstätte mitzuteilen mit dem Vorwand, daß er SS-Mann gewesen sei. Die sterblichen Überreste von Marcel waren nach dem Krieg mit den anderen Leichen exhumiert und auf den Friedhof von Tulle, allerdings abgesondert, beigesetzt worden. Inzwischen ruht er in der Gruft seiner Familie auf dem Friedhof von Lingolsheim bei Straßburg.
Da der Helm von Marcel durchlöchert und voller Blut war, legte ich meinen eigenen auf das Grab, bevor die Ehrensalve abgefeuert wurde. Der Unterscharführer Paul Cimmander ließ mich nicht am Salut teilnehmen, weil ich keinen Stahlhelm mehr trug.
Wir standen mit Andacht vor dem Grab, jeder dem Blick seines Nachbarn ausweichend, denn wir weinten still vor uns hin. Unser kaum achtzehnjähriges Herz ertrug die Bewegung, die uns den Hals zuknotete, nicht. Nach einigen dreißig Jahren konnte ich meine Tränen nicht zurückhalten, während ich diese Zeilen schrieb. Ich weiß nicht, ob meine Kameraden beteten; ich jedoch sah mich selbst unter dem Boden, und von jenem Gebet, das eines meiner letzten sein sollte, weiß ich nicht mehr zu sagen, ob es für die toten Kameraden zu unseren Füßen oder für mich selbst war.
Als ich einen Blick auf meinen Stahlhelm warf, der auf dem Grab vor mir lag, als läge ich selbst darunter, sah ich die Delle von einer Kugel, die er von einem Geschoß der Panzerabwehrkanone bei einer Übung abbekommen hatte . . . Von der Panzerabwehrkanone? werden Sie fragen. In der Tat war die 7,5-cm-Pak für Übungszwecke mit einer Pak-Kartusche geladen, in welche ein Kleinkaliberlauf eingelassen war. Damit mußte man eine Zielscheibe aus Pappe, die einen Panzer darstellte und die an einem Faden gezogen wurde, treffen. Der Schnittpunkt der Seelenachse von Kanone und Fadenkreuz des Zielfernrohrs war entsprechend eingestellt worden. Es war der Hauptscharführer Kurz, der uns bei einer Übung die Genauigkeit der Kanone und seine eigene Zielsicherheit demonstrierte, indem er auf meinen Helm schoß. Er hatte von mir erwartet, den Stahlhelm auf dem Kopf zu behalten, aber ich hatte mich geweigert. Wissend, daß er zuviel verlangt hatte, hatte er mir dies nicht nachgetragen.
Der Anblick meines Stahlhelms mit seiner Schußbeule, die ebensogut von der Kugel eines Partisanen hätte herrühren können, ließ mich lange den Ort, an dem ich mich befand, vergessen. Ich dachte an meine Kindheit in Colmar, an mein Leben als kleiner Novize bei den Patres, an meine Arbeitsdienstzeit, an alle die Lebensabschnitte, die mich für das ganze Leben geprägt hatten.

Aber diese Beule auf dem Helm überzeugte mich von der Tatsache, daß ich jetzt bei der Waffen-SS war mit allem, was dies bedeutet an Gefahr, Leid, Tapferkeit, Heldentum, Entsagung, aber auch Furcht und Feigheit. Die Waffen-SS-Erfahrung und die Umstände brachten mich sogar dazu, die Lehren meiner Erzieher, der lieben Brüder der christlichen Schulen von La Salle, die ich dennoch bis zu meinem Lebensende ehren werde, zu verleugnen: War ich nicht schon ein kleiner Dieb? Habe ich nicht dreißig Jahre lang über meine innere Wandlung geschwiegen? Habe ich nicht auch dreißig Jahre lang über die Verfälschung der Ereignisse von Tulle geschwiegen? Und dies hauptsächlich, um die Schwächen eines Geistlichen zu verdecken, der die Wahrheit verfälschte, wenn auch veranlaßt von triftigen Umständen, da er der Ansicht war, dadurch noch besser seinem Nächsten behilflich sein zu können, im vorliegenden Falle seinen französischen Landsleuten; hatte er in seiner Verirrung vergessen, daß Elsässer und Deutsche ebenso seine Nächsten waren?
Daß ich so lange das Schweigen bewahrte, geschah einzig und allein deshalb, damit meine ehemaligen Lehrer sich meiner nicht zu schämen hätten und auch nicht dessen, der sich im Gegensatz zu ihrem heiligen Gründer, dazu entschloß, die Messe im „Exil" zu lesen... Dieser aktuelle Gedankengang wird im Folgenden besser verständlich werden.
Mein Verbleib an diesem Ort konnte nicht länger dauern, denn die Kameraden hatten bereits ein Massengrab ausgehoben, und ich mußte helfen, die vierzig Soldaten der Wehrmacht herbeizutragen, um sie begraben zu können. Als wir unsere toten Kameraden holten, hatten wir wohl bemerkt, daß viele Soldatenleichen am Boden lagen, aber wir hatten davon abgesehen, diese blutverkrusteten Kadaver näher anzuschauen. Lag das wirklich nur an der Scheu vor dem Tode, oder weigerten wir uns innerlich anzunehmen, daß Franzosen solch ein Gemetzel anrichten könnten? Die deutschen Soldaten (zumindest meine Kameraden und Vorgesetzten) waren immer anständig mit der französischen Bevölkerung verfahren, warum also diese Wut, die Deutschen auf dieses grausame Art zu ermorden?
Konnten sie ihre Stunde nicht erwarten, um sich in die reguläre Befreiungsarmee einzureihen, die nur darauf wartete, ihre Reihen zu verstärken, und die ihnen erlaubt hätte, einen sauberen Revanchefeldzug zu führen und durch die Genfer Konvention geschützte Gefangene zu machen?
Bevor der Sanitätsdienstgrad uns die Leichen der Ermordeten abtransportieren ließ, bemühte er sich noch, hier eine Jacke, dort einen Hosenschlitz zuzuknöpfen und mit unserer Hilfe einigen die Hosen wieder hochzuziehen.

Einmal mehr erklärte er uns, daß „diese Schweinehunde von Partisanen" ihnen das Geschlechtsteil abgeschnitten und in den Mund gesteckt, den Schädel mit dem Gewehrkolben zertrümmert und sogar die Finger einiger dieser armen „Alten" der Wehrmacht, Fünfzigjährige, welche die Waffenfabrik von Tulle bewachten, abgeschnitten hatten.
Nur ein SD-Offizier unter ihnen schien noch jünger zu sein; aber sein Körper war buchstäblich in Bauchhöhe in zwei Teile zerschnitten; dabei waren Scham und Gesäß entblößt. Zwei MG- oder MPi-Garben mußten ihn gleichzeitig getroffen haben. War er wohl durch eine erste Maschinengewehrgarbe umgelegt worden, als er aus der Unterkunft trat, und dann nochmals, als er bereits am Boden lag, in einem blinden Wutanfall beschossen worden, obwohl er bereits verblutet war? Erst später neigte ich zur zweiten Annahme, als wir irgendwo in der Normandie beim Ausbruch aus dem Kessel von Falaise, von den Amis gehetzt, mit dem armseligen Rest unseres Panzerjägerzuges an einem deutschen Militärlazarett vorbeifuhren, wo die Partisanen die Schwerverwundeten abgeschlachtet hatten...
In meinem Unterbewußtsein ereignete sich ein Bruch: Ich fühlte mich nicht mehr als Franzose im richtigen Sinne des Wortes, als ich diese alten toten Krieger, steif, trocken, mit zermalmten Leibern, und so voller verkrustetem Blut, daß mir zum Kotzen übel wurde, mit meinen Händen und Kräften aufheben mußte.
Als die armen Leiber begraben waren, kehrte ich zum gemeinsamen Grab von Marcel und dem Rothaarigen zurück, um meinen Helm wiederzuholen. Ich hatte inzwischen versucht, eine anderen zu finden, aber ich konnte keinen mit den SS-Runen entdecken, der meine Kopfweite gehabt hätte. Übrigens zog ich meinen etwas zu großen 61er vor, denn er schützte vortrefflich mein Genick, wenn es regnete, und vielleicht konnte er mir später an der Front sehr nützlich sein, denn er reichte weit über den Kopf. So nahm ich also meinen Helm vom Grab wieder auf, denn diesmal wollte ich unbedingt unter denen sein, die die Ehrensalve abfeuerten. Nach einem letzten Abschiedsgruß an meinen Kameraden Marcel und einem kurzen Gedanken an den unbekannten Kameraden, den Rothaarigen, kehrte ich zu der Gruppe Soldaten zurück, die sich anschickten den Toten die letzte Ehre zu erweisen.
Ich erinnere mich nicht, ob wir das: „Ich hatt' einen Kameraden" sangen, ich glaube aber nicht, denn unsere Stimme wäre uns im Halse steckengeblieben. Aber mit Inbrunst nahm ich an dem Abfeuern der Ehrensalve teil.
Ich spürte, wie sich meine Kopfhaut zusammenzog, wie von einem Eiskübel eingeschlossen. War es die Kühle der Erde auf dem Sol-

datengrab, auf dem mein Helm abgekühlt worden war, oder war es die Rührung, die mich bewegte? Auf alle Fälle aber begann ich, mir des Treueeides, den ich nur gezwungen geleistet hatte, bewußt zu werden. Von nun an würde ich die Treue halten, mochte kommen was da wollte.

Dieses war mein echter Eid, jetzt wurde ich zum „Freiwilligen". Dieser Ausdruck prägte sich in mein Herz ein. Er war nie in meinem Wehrpaß zu lesen. Ich wußte nicht, daß ein Jahr Leben und Leiden unter Kameraden der Waffen-SS mich so prägen würde, daß, wenn die Frage sich nochmals gestellt hätte, ich dann ein echter Freiwilliger geworden wäre, gleich beim ersten Aufruf.

In der Folgezeit war ich immer so ergriffen und erschüttert, wenn ich einen Kameraden begraben mußte. Meine Rührung erreichte den Höhepunkt, wenn es sich um einen bekannten Kameraden handelte. Es kam vor, daß ich ihnen die Haare streichelte, ja ihr blutleeres Gesicht, indem ich an die miteinander verbrachten guten Zeiten zurückdachte, bei fröhlichen Gelagen oder gemeinsamen Kämpfen, während welchen sie mir bewiesen hatten, was Kameradschaft in der Waffen-SS bedeutet. Ich wußte noch nicht, daß sie die Zeit überdauern würde und Lebende wie Tote umschloß.

Zu meiner Gruppe zurückgekehrt, nahm mich der Hauptscharführer Kurz als Dolmetscher mit. Er suchte ein Zimmer, in dem er sich frisch machen konnte, und wir landeten bei einem Lehrer. Letzterer war ein noch junger Mann und wahrscheinlich ein guter Psychologe. Er sah sofort, daß er es bei dem Oberfeldwebel mit einem braven Kerl zu tun hatte. Da ich ihm gestand, Elsässer zu sein, hatte er den Mut, von mir zu verlangen, daß ich den Hauptscharführer befragen sollte, ob es Vergeltungsmaßnahmen an den Jungen des französischen Jugendlagers geben würde. Mein Herz wollte stillstehen, als er mir diesen grausamen Gedanken vorbrachte. Der Vorgesetzte, der darüber mehr wissen mußte, ließ mich übersetzen, daß der Gedanke an Repressalien erwogen worden wäre, aber schließlich gänzlich fallengelassen worden wäre.

Bevor ich abzog, sagte mir der Schullehrer noch, daß er als städtischer Beamter freigelassen worden wäre, und es war wenig erfreulich für mich zu hören, daß andere weiterhin zurückgehalten würden. Was hatte sich ereignet?

Eine Großrazzia war angeordnet worden, und alle männlichen Zivilisten zwischen achtzehn bis fünfundvierzig Jahren sollte verhaftet werden. Die Razziastreifen wurden in Dreiergruppen eingeteilt: je zwei Deutsche als sichere Leute und dabei jeweis ein Elsässer als Dolmetscher.

Da ich bei unseren Fahrzeugen praktisch niemanden mehr antraf, kam ich pochenden Herzens zu meinem Zugführer zurück und erstattete Meldung. Aber er war schon auf dem Laufenden. Übrigens waren die Beamten und alle, die zum guten Funktionieren des Verwaltungs- und Versorgungsapparates notwendig waren, bereits im Begriff freigelassen zu werden, denn die Deutschen fürchteten sogar in besetzten Gebieten Unordnung. Außer den Beamten waren aber auch gewisse Berufstätige wie Metzger, Bäcker und alle sonstigen Unentbehrlichen der Kommunalverwaltung entlassen worden.

Der Hauptscharführer Kurz nahm mich mit zum Spieß, der mit den Unterführern unserer Kompanie eine Besprechung hielt. Es ging darum, einen Trupp für die Henkersarbeit zusammenzustellen, denn es war unterdessen ein Befehl gekommen, daß als Exempel für ganz Frankreich Repressalien vorzunehmen wären, und zwar durch Erhängen, was viel entehrender war als das Erschießen.

Die Henker wurden aus den Reihen des Pionierzuges ausgesucht. Dieser setzte sich hauptsächlich aus Reichsdeutschen zusammen, die entweder Überlebende der eigenen Kompanie waren, oder als genesene Verwundete der Ostfront vom Ersatztruppenteil gekommen waren. Mit ziemlicher Mühe hatte man eine genügend große Gruppe zusammengebracht. Viele zögerten, der Aufforderung nachzukommen, aber es gelang den Vorgesetzten, die an die Schändungen, die die Partisanen, diese Kommunisten, an ihren Kameraden begangen hatten, erinnerten, die Zögernden zu überzeugen, zumal diese aus Rußland kamen . . .

Aus einem Grund, den ich nie ausfindig machen konnte, waren alle Elsässer der Kompanie beim Panzerjägerzug, der auch ein geringeres Durchschnittsalter aufwies als der Pionierzug. War es, weil die Pioniere bei der Aufklärung automatisch bei der Spitze sein mußten, während die Panzerabwehr im Grunde genommen eine Verteidigungswaffe ist? Es waren diese „Alten" vom Pionierzug, die uns erzählten, daß sie bei Gegenstößen gesehen hatten, daß die Russen die Trichter der Rollbahnen mit gefangenen deutschen Soldaten aufgefüllt hatten. Es gab sogar Berichte, daß Russen ihre deutschen Gefangenen aufgereiht und mit Panzern zerwalzt hätten. Was die Morde durch bolschewistische, russische und jugoslawische Partisanen hinter den deutschen Linien angeht, so hatten wir bei den Augenzeugenberichten bereits das Frösteln bekommen. So wie die Dinge hier in Tulle lagen, gab es nichts, was die Henker hätte hindern können, die französischen Partisanen mit denen in Rußland oder Jugoslawien zu verwechseln . . .

Mein Bruder, der in der Wehrmacht war, berichtete mir bei einem Urlaub absolut glaubwürdig, daß er selbst zwei Blitzmädel gesehen hätte,

die von den Russen getötet worden waren; ihre Unterleibsöffnungen quollen über von Sperma, gemischt mit dem Blut ihrer von Bajonettstichen aufgeschlitzten Leiber.
Was meinen älteren Bruder, den Pseudo-Freiwilligen der Leibstandarte betrifft, so waren seine Berichte noch schrecklicher, denn er hatte mit den berüchtigten russischen Flintenweibern zu tun gehabt, die schlimmer als Hyänen mit ihren Gefangenen umgingen.
Die überlebenden Flintenweiber, die gefangen genommen wurden, mußten ihr eigenes Grab graben, das Massengrab, und sich Reihe um Reihe auf die noch warmen Leiber ihrer bereits durch Genickschuß erledigten Vorgängerinnen legen, um dann selbst den fälligen Genickschuß zu erwarten.
Man brauchte sich nicht sehr anzustrengen, um das Schicksal der französischen Verdächtigen mit dem von russischen Partisanen oder Flintenweibern gleichzusetzen, denn auch das, was in Tulle von Franzosen an deutschen Gefangegen an Bestialitäten verübt worden war, hatte seine Vorbilder in Rußland.
Außer den Seilen, die jeder Pi.-Zug für das Verzurren von Lasten als Ausrüstung mitführte, wurden Stränge an Ort und Stelle aufgetrieben.
Doch keiner der Stränge, die für die Erhängungen an den Laternen und Balkonen angebracht waren, hatte eine richtige Henkerschlaufe, wie ich sie vor dem Kriege im Kino in Wildwest-Filmen gesehen hatte.
Pierrot, mein damaliger Freund, war in der Nähe und wurde ebenfalls zur Vorbereitung herangezogen. Aber er floh weinend, indem er verzweifelt schrie, daß er so etwas nicht würde tun können. Da ich ebenfalls aufgefordert wurde, wich ich aus, indem ich mich hinter meiner elsässischen Abstammung verschanzte. Ich wurde aber mit Pierrot beauftragt, die Feuerwehr auf ihrem vorsintflutlichen Vehikel zu begleiten, von welchem die Repressalien über einen Lautsprecher verkündet wurden. So zuckelten wir durch das enge Stadtviertel vor der Waffenfabrik, umgeben von einer Menge von Zivilisten, alles Männer, SS-Leute unter Waffen und einigen wenigen Wehrmachts-Soldaten, um den von *auswärts* gekommenen Befehl zu verkünden, der wahrscheinlich von einem hohen Heeresoffizier, den in Tulle zu sehen wir nicht die Ehre hatten, gegeben worden war; vermutlich vom Generalkommando (des LXVI. Korps, d. Herausg.), denn der Aufruf war unterzeichnet mit „Der kommandierende General der deutschen Truppen".
Wir sahen allerdings auch nichts von dem berühmten SS-General Lammerding, unserem Divisionskommandeur, der verdächtigt wird, die Urteile bestätigt zu haben, der aber weder als Kommandierender General zu zeichnen berechtigt war, noch die Urteile des Kommandierenden

Generals hätte bestätigen können – wenn er dagewesen wäre. Immerhin rechnet man ihm neben allem diesem auch noch die Begnadigung von rund zwanzig Todeskandidaten zu, was er auch nur hätte tun können, wenn er vor Ende der Exekutionen dagewesen wäre. Er hätte an mir vorbeikommen müssen, aber ich habe ihn nicht gesehen. Ich halte mich deshalb an das selbst Erlebte.
In der Tat, da die aufgefundenen Opfer der Wehrmacht angehörten, aber bereits ermordet worden waren, ehe die SS-Division Tulle einnahm, war die Waffen-SS für Repressalien nicht zuständig, sondern die Feldkommandantur oder das territoriale Generalkommando. Da aber die SS die Stadt eingenommen hatte, wurde sie herangezogen, um die befohlenen Repressalien auszuführen. Die wenigen Historiker, die nicht einseitigen Interessen dienen, kennen alle Einzelheiten genau, denn die „großen Schweiger", wie die Elsässer nach dem Kriege bezeichnet wurden, gleichgültig, ob sie treu, Dienstverweigerer oder Deserteure aus den Reihen der Beutedeutschen waren, haben nicht vergessen, auf welche Art die Sieger ihnen „gedankt" haben.
Wenn sich dieser Teil der Geschichte wiederholen würde, wären elsässische Überläufer und Fahnenflüchtige sehr selten.
Nachdem ich einem französischen Freund aus Inner-Frankreich von den Erhängungen in Tulle erzählt hatte, stellte er mir eines Tages folgende Frage: „Man ist dabei, Ihre Familie abzuschlachten. Ihre Angehörigen und Sie selbst könnten durch einen Fingerdruck auf einen simplen Klingelknopf gerettet werden. Aber durch denselben Knopfdruck würden Sie Tausende von wilden Barbaren in den Antipoden töten; was würden Sie tun?"
Ohne meine Antwort abzuwarten, fügte er hinzu: „Sie würden drücken, Sie würden bestimmt drücken, und nochmals drücken, mein Freund!"
So die Antwort eines Landsmannes der Geiseln von Tulle.
So hörte man also in Tulle, durch die Rührung des Feuerwehrmannes abreißend und abgelöst von einem Kollegen, wenn die Tränen ihn erstickten, folgende Ankündigung:
„Franzosen, Einwohner von Tulle, aufgrund des unbeschreiblichen Mordes, begangen an vierzig deutschen Soldaten (im Hinblick auf den toten Elsässer Marcel hätten sie hinzufügen müssen: ‚und eines französischen Landsmannes'), durch kommunistische Partisanen, haben die deutschen Behörden angeordnet, daß drei Franzosen den Tod eines jeden Deutschen mit dem Leben büßen müssen. Dies soll als Warnung für ganz Frankreich dienen.
Einhundertzwanzig Franzosen werden gehenkt."
Ich habe vielleicht nicht wörtlich zitiert, denn ich hatte nicht mitgeschrieben. Auf alle Fälle war die Ankündigung ziemlich kurz; ich habe

das Wesentliche wiedergegeben. Das Wort „Geiseln" war nicht dabei. Die Lautsprecheransage ist nicht identisch mit der öffentlichen Plakatierung, die ich nicht gesehen habe, deren Text aber folgender gewesen sein soll:

„Bürger von Tulle! Vierzig deutsche Soldaten wurden auf grausamste Art durch die kommunistischen Banden ermordet. Die friedliche Bevölkerung wurde terrorisiert. Die Militärbehörden wünschen nur Ordnung und Ruhe. Die loyale Stadtbevölkerung wünscht dies ebenfalls. Die abscheuliche und feige Weise, mit welcher die deutschen Soldaten niedergemetzelt wurden, beweist, daß Elemente des destruktiven Kommunismus am Werke waren. Es ist sehr bedauerlich, daß es auch französische Polizisten oder Gendarmen gab, die, ihren Posten verlassend, den gegebenen Weisungen nicht folgten und gemeinsame Sache mit den Kommunisten gemacht haben. Für die Partisanen und die, die ihnen behilflich sind, gibt es nur eine Strafe, die Todesstrafe durch Erhängen. Sie kennen den offenen Kampf nicht, sie haben kein Ehrgefühl. Vierzig deutsche Soldaten wurden durch den „Maquis" ermordet. Einhundertzwanzig Maquisard oder deren Komplizen werden aufgehängt. Ich verlange die loyale Mitarbeit der Zivilbevölkerung zur wirksamen Bekämpfung des gemeinsamen Feindes, der kommunistischen Banden."

Tulle am 9. Juni 1944
Der kommandierende General
der deutschen Truppen.

Wir nutzten die Gelegenheit, uns aus dem Staub zu machen, als die Feuerwehrleute ihren Text einigermaßen richtig wiederholten. Der Platz vor der Waffenfabrik und der Hof wimmelte von Menschen, darunter einige zerlumpte Wehrmachtsangehörige. Uns sagte die unbequeme Haltung auf dem polternden Vehikel der Feuerwehrleute nicht zu, denn wir riskierten, jeden Moment herunterzufallen und unter die Rüder zu kommen. Wir fürchteten auch, daß die Feuerwehrleute uns zu weit mitnehmen könnten. Nicht aus Angst vor den Partisanen, aber aus Faulheit, einen zu weiten Rückmarsch zu unserem SPW machen zu müssen. Dies war Grund genug für uns, uns schleunigst zu entfernen.

Unterwegs, ein wenig abseits des Platzes vor der Munitionsfabrik, kam ein Kübelwagen mit Waffen-SS-Offizieren besetzt auf uns zu. Die meisten hatten eine MPi ungehängt. Es waren höhere Offiziere darunter, die wir nicht kannten. Sie führten einen gefesselten Gefangenen in Khakiuniform mit. Der Höchstrangige schrie: „Das ist der Schweinehund, der unserer Soldaten die Geschlechtsteile abgeschnitten und ihnen in den Mund gestopft hat. Seine eigenen Kameraden haben ihn verraten. Er soll die anderen hängen sehen und als letzter gehenkt werden." (Ich schreibe „Geschlechtsteil", aber ein ganz anderes Wort kam aus dem Munde des unbekannten Offiziers, der da brüllte.)

Mein Herz schlug stärker, und ich näherte mich mit argloser Miene, um mit ihm zu sprechen, aber den Eindruck erweckend, als ob ich zur Bewachung des Gefangenen beordert wäre. Ich wurde dabei scharf vom Höchstrangigen gemustert, so daß ich noch mehr Herzklopfen bekam. Da ich nicht glauben konnte, was man von ihm sagte: ein Partisan in richtiger Soldatenuniform, eine Khakiuniform, die ich noch nie gesehen hatte, wie die französischen Soldaten der Befreiungsarmee F.F.I. solche nach dem Krieg trugen, sagte ich ihm unauffällig auf französisch:

„Wenn Sie es nicht waren, verteidigen Sie sich, ich werde dolmetschen". Keine Antwort... Ich dachte, daß seine Uniform englisch sei und daß er mit dem Fallschirm abgesetzt worden wäre. „Do you speak englisch?" Keine Antwort. „Polski?" Aber er blieb stumm wie ein Karpfen und würdigte mich nicht eines Blickes. Bei dem Wort „Polski" reagierte er fast unmerklich mit einem Blick von unten herauf.

Ich fühlte mich beleidigt. Mein Eindruck war, daß er kein Franzose sei. War er ein Pole oder ein Russe? Nach seinen Gesichtszügen und seinem Gehabe zu schließen, war ich dessen fast gewiß... Aber er hätte ebensogut spanischer Abstammung sein können, denn er hatte Ähnlichkeit mit den ersten, die gehenkt wurden...

Im kleinen Noviziat von St. Maurice l'Exil hatte ich viele polnische und tschechische Kameraden. Manche waren meine Freunde, aber alle konnten stillen, verächtlichen Ausdruck zeigen, wenn die Gelegenheit sich bot. Mein polnischer Wortschatz beschränkte sich ohnehin auf Ia mam, te masch usw...., und die polnische Nationalhymne. So wurde auch ich verschlossen vor diesem Hartnäckigen und machtlos ihm zu helfen, obwohl ich es mit allen meinen Kräften getan hätte in Erinnerung an meine polnischen Kameraden. In der Tat wurde er als letzter gehenkt; dreimal, scheint es, als letzter...

Da ich mich von der Exekutionsstätte entfernte, das Schauspiel Standhafteren als mir überlassend, wurde ich von einem Vorgesetzten der Kompanie, einem Unterscharführer des Pionierzuges, den ich nicht riechen konnte, zurückgerufen. Er konnte mich auch nicht leiden und schärfte mir ein, daß, wenn ich schon nicht den Mut zum Aufhängen hätte, ich wenigstens mit geschultertem Gewehr Wache stehen sollte. So wie ich ihn kannte, haßte er die Elsässer – und die Franzosen noch mehr.

Sein Grinsen sprach Bände, als er mir zusah, wie ich seinen Befehl ausführte. Er war der einzige, der schamlos genug war, zu lachen, als er die Todeszuckungen mancher Gehenkten sah. Er verlor sogar das Magazin seiner Maschinenpistole, als er diese in die Rippen eines Verurteilten stieß, da dieser zögerte, die Todesleiter zu erklimmen.

Er sollte der erste Gefallene der Kompanie an der Invasionsfront sein: von einer amerikanischen Kugel auf fünfzig Meter mitten in die Stirn getroffen. Das war in dem Hohlweg in der Normandie, wo wir unsere richtige Feuertaufe erhielten.
So stand ich da also mit geschultertem Gewehr und dachte über die erbarmungslose Disziplin, die in der Waffen-SS herrschte, nach. Ich bin sicher, wäre er nur ein einfacher Sturmmann (Gefreiter) gewesen, ich hätte ihm genau so gut gehorcht.
Obwohl mich die Franzosen nach dem Krieg als „seiner Wehrpflicht genügt Habender" eingestuft hatten – das war die damals für uns übliche Formulierung – habe ich zwei Militärübungen, eine von einigen Tagen, die andere von zwei Wochen, in der französischen Armee mitgemacht.
Ich mußte feststellen, daß ein einfacher Unteroffizier der Waffen-SS von seinen Leuten mehr geachtet war, als ein französischer Offizier von den einfachen Soldaten der französischen Armee respektiert wurde.
Man könnte mir entgegenhalten, daß ich ein einfacher Reservist gewesen sei, aber es waren doch die Elsässer, frühere Wehrmachts- oder Waffen-SS-Soldaten, die am besten gehorchten. Die französischen Offiziere waren ganz einfach sprachlos . . .
Nachdem ich einige Zeit auf Posten gestanden hatte, kam eine ziemlich große Gruppe in geschlossener Ordnung anmarschiert; militärisch wie richtige Soldaten, angeführt von einem jungen Mann, der kaum zwanzig Jahre alt sein konnte. Es waren die Jungen des französischen Jugendlagers bei Tulle.
Ich werde mich immer der grünen Augen ihres Führers erinnern. Er war blond und groß wie jene Soldaten der Waffen-SS, die inzwischen selten geworden, anfangs als Besucher die Straßen von Straßburg, unserer guten, alten, schönen Stadt, durchwanderten. Klar und deutlich gab seine Stimme Befehle, die von seiner kleinen Truppe einwandfrei befolgt wurden. Dies erinnerte mich an die Zeit, wo ich als elfjähriger Knirps bei einem Aufmarsch am 14. Juli, dem französischen Nationalfeiertag, als Paradeoffizier einer Abteilung Mini-Zuaven in Galauniform vor der Tribüne des Präfekten auf dem „Chandemarsch" (Champ de mars), dem Place Rapp in Colmar, unter dem Banner der Pfarrei „Sainte Marie" vorbeimarschierte.
Mein Arm war nicht stark genug, das ziselierte, schwere, von dem Priester-Dekan Oberlechner geliehene Schwert, nach meinem Kommando „Tête à droite" – „Augen . . . rechts!" –, aus der Senkrechten durch den berühmten Viertelskreis in die Waagerechte zu bringen und zu halten. Als ein allgemeines Gelächter ausbrach, habe ich das „Lied der Zuaven in der Krim" angestimmt, wie ich es von Abbé Baug gelernt hatte; Abbé

Baug, der 1940 von einem deutschen Panzer getötet wurde – nicht vorstellbar, daß ich den selben Deutschen heute gehorchte.
In der Gruppe der Jungen, die in Tulle der Hinrichtung beiwohnen sollten, war ein kleiner Dicker, der herzzerreißend heulte. Aber niemand war ihm deswegen böse, denn sogar diejenigen, welche glaubten, ihr Dabeisein wäre berechtigt, waren machtlos gegen diese Unschuldskundgebung. Nichts konnte dies ändern. Nicht einmal der vielsagende, jedoch ehrwürdige Blick seines Führers konnte diese Flut von Tränen und die damit verbundenen Schluchzer aufhalten.
Die erste Gruppe der Verurteilten kam mit auf dem Rücken gebundenen Händen an. Der eine oder andere hielt unter dem Arm einen runden Brotlaib, eine Aktentasche oder ein Bündel geklemmt.
Kaum war die erste Gruppe hingerichtet, kam die zweite, immer mit gefesselten Händen und mit etwas unter dem Arm. Diese beiden ersten Gruppen wußten deshalb bestimmt nicht, welches Schicksal ihnen beschieden war, sonst hätten sie die Sachen zurückgelassen, bevor sie abgeführt wurden. Es konnte auch sein, daß der Unterscharführer des Pi.-Zuges, der mit einigen seiner Leute hin und her zog, um die Gruppen von jeweils zehn Geiseln herbeizuführen, ihnen ihr Los bis zum letzten Augenblick verheimlicht hatte. Ohne behaupten zu wollen, daß die ersten, die gehängt wurden, Galgengesichter gehabt hätten, konnte man doch sagen, daß ihre Physiognomien unter dem allgemeinen Niveau einzustufen waren. Ich bin sicher, daß die ersten, die hingerichtet wurden, das nur ihrem nordafrikanischen oder spanischen Typus zu verdanken hatten, und daß sie wie die meisten Ausgesuchten nicht in Tulle wohnhaft waren.
Das Leben hat mich gelehrt, daß diejenigen, die nicht wie die Allgemeinheit sind, abseits gestellt werden und die ersten sind, die Hiebe abbekommen.
Als man nun die dritte oder vierte Gruppe in die Nähe der Brücke über die Corrèze brachte, floh einer der Verurteilten. Er war nicht sehr groß, aber athletisch gebaut und machte einen meisterhaften Sprung über das Brückengeländer. Seine Hände waren nicht gefesselt, die seiner Genossen ebenfalls nicht. Niemandem in den folgenden Gruppen waren noch die Hände gebunden. Zu seinem Pech landete er unglücklich oder blieb im Schlamm stecken; auf alle Fälle mühte er sich ab, ohne sich in Deckung bringen zu können. Eine Maschinenpistolengarbe, und seine Seele entschwand mit der Strömung. Sein Körper jedoch wurde nicht fortgeschwemmt, da er am Rande ziemlich trägen Wassers lag. Jemand begann zu schreien und Befehle zu geben, und die Henker mit ihren Gefangenen überquerten gesenkten Hauptes die Brücke . . .

Auf der Henkersleiter hatte ein langer, ziemlich magerer Kerl eine unwillkürliche Kopfbewegung gemacht, um seinen Hals der sich nähernden Schlinge zu entziehen. Der Strang, der an einer Laterne der Brücke befestigt war, sollte ihm durch seinen Henker, der in seiner Höhe stand, jedoch einen Kopf größer war als er, umgelegt werden. Er verlor das Gleichgewicht und fiel in den Fluß, der an dieser Stelle sehr seicht war. Es gelang ihm jedoch, den Augen des Hinrichtungskommandos zu entschwinden, indem er sich unter der Brücke versteckte. Aber schon stieg ein Unteroffizier das Ufer neben der Brücke hinunter und erledigte ihn mit zwei Pistolenschüssen.

Eine neue Gruppe Delinquenten wurde herangebracht, sie war größer als die vorhergehenden.

Es war hinter der Brücke rechts, wo einer der Stränge riß, als die Leiter, auf der der Todgeweihte stand, plötzlich unter ihm weggezogen wurde. Mit ausgerenktem Hals, schrägstehendem Kopf, jedoch noch bei Bewußtsein, versuchte er, seinen Oberkörper und insbesondere seinen Kopf in einem Kellerfenster zu verbergen, aber der Körper gehorchte ihm nicht. Einen Augenblick lang herrschte Unschlüssigkeit bei den SS-Männern, die von dem Krampf des hingeschlagenen Mannes gelähmt schienen. Nie werde ich die stumme Bitte in den Augen des armen Teufels vergessen.

Möge Gott, wenn es ihn in diesen Zeiten der Verdammnis noch gab, dem jungen SS-Soldaten, den keine Tressen, sondern nur der Ärmelstreifen „Das Reich" zierte, vergeben, daß er in einem Anfall von unbeherrschtem Mitleid schrie: „Seht ihr nicht, daß er leidet, daß man ihm den Gnadenschuß geben muß?" Einige trockene Karabinerschüsse, es kann auch ein kurzer Feuerstoß aus einer Maschinenpistole gewesen sein, und der Körper streckte sich, wurde plötzlich geschmeidig und paßte sich der Biegung des Bürgersteiges vor dem Kellerfenster mit der ganzen Länge seines Körpers an.

Ich habe oft über diese Begebenheit nachgedacht... Einige Monate älter hätte dieses Kind in SS-Uniform etwas anderes als diese Worte, die eine Klage und ein Gebet zugleich waren, geschrien. Hätte er denn nicht schreien können: „Er war gehenkt worden, laßt ihn mir", und seine Kameraden, sogar die Alten, die ihn schätzten, hätten ihm die Bitte gewährt. Der Gehenkte wäre bei etwas mehr gutem Willen davongekommen.

O Gott, was für ein Gott warst du denn, um solch Sühneopfer zuzulassen? Der Gehenkte genügte dir noch nicht, du mußtest auch noch das Herz eines Kindes brechen, das, vorzeitig in die Rolle eines Mannes gepreßt, dir von nun an trotzen wird...

Jedesmal, wenn eine neue Abteilung Verurteilter ankam und die Strecke, wo schon die Stränge an den Balkonen und Laternen hingen, entsprechend verlängert wurde, mußte die Gruppe der französischen Jugend, die den Hinrichtungen beiwohnen mußte, ein Stück weiterrücken.

Ihr Führer, der aussah wie ein griechischer Gott, oder, mit seinen grünen Augen, wie ein Nachkomme der Angelsachsen, gab jedesmal klare, kurze und zackige Befehle. Während eines dieser Stellungswechsel näherte sich mein Zugführer, der Hauptscharführer Kurz und sagte mir: „Siehst du den Burschen, Schneid? Solche Kerle fehlen uns. Ach, ich würde einen famosen SS-Mann aus ihm machen." Wenn man bedenkt, daß die Sache möglich war, wie die SS-Division „Charlemagne", die übrigens die Bewunderung ihrer deutschen Kameraden errang, beweist, wäre auch er den Befehlen des Hauptscharführers gefolgt, wie ich selbst es in der Folgezeit tun sollte...

Der kleine Dicke fing wieder an zu heulen, nun jedoch mit trockenen Tränen. Er holte mich in die Wirklichkeit zurück, unbewußt die Saat des schlechten Gewissens oder der Reue in den Herzen jener säend, die glaubten, ihren Vater rächen zu können, indem sie an nicht ganz Unschuldigen und auch nicht ganz Schuldigen Vergeltung übten.

Auch dir, kleiner Bruder, hat man in deinem tiefsten Innern etwas zerstört.

Ich verlange nicht von dir, daß du vergessen sollst; das wäre zu einfach, und Kinder vergessen nie. Wirst du eines Tages die Kraft haben, ihnen zu vergeben? Wenn ja, so werde ich versuchen, wie du zu handeln... indem ich deiner Landsleute gedenke.

Unschuldig an dem Blutbad von Tulle waren sicher mehrere der Verurteilten. Ich war nicht der einzige, der davon überzeugt war. Manche schrien es angesichts des Todes kraftvoll heraus, aber die Henker verstanden sie nicht und hielten diese Schreie für Flüche und beeilten sich, sie stumm zu machen. Ja, sie zogen sogar an den Füßen der Opfer, wenn sie zu sehr strampelten.

Viel Leid hätte vermieden werden können, wenn Deutsche und Franzosen eine gemeinsame Sprache gehabt hätten. Stattdessen wurde fortgefahren, Haß zu säen. Und dieser hielt noch sehr lange an. Hatten wir nicht nach dem Krieg alle Mühe, die deutsche Sprache in den elsässischen Schulen als erste Zweitsprache durchzubringen? Waren die Deutschen nicht umgekehrt strengstens gegen die Elsässer, die während der Besatzung französisch sprachen, verfahren?

Was waren die Deutschen für mich gewesen? – „Barbaren", „Boches", „Fritzen", „Grüne Bohnen", „Chleus" (unübersetzbar, etwa „Hotten-

dotten" vergleichbar) und wer weiß was noch. Das ist's, was man mich immer gelehrt hatte.
Mit welchen Ausdrücken wurde ich nach dem Krieg belegt? Mit den gleichen, gekrönt von „SS-Verbrecher".
Und die Deutschen? Oh, sie kannten sie, ihre „Franzosenköpfe", und sie mißtrauten ihnen. Und bei der Waffen-SS? Nun, dort hatte man schon verstanden. Jeder Mensch, der jung an die Kandare genommen wird, ist noch formbar. Die Treue kommt von selbst, sie blieb für die Mehrzahl der Elsässer kein leeres Wort, was sie jedoch nicht hinderte, trotz allem Franzosen zu sein. Männer der Waffen-SS, die in der Tiefe ihres Herzens ihre angestammte Nationalität bewahrten? Was das für ein Unsinn sei? Nun, es hat deren zwischen Altantik und Ural viele gegeben, wie man eines Tages erkennen wird, und selbst noch darüber hinaus.
Ich überlasse es der Fachliteratur, dieses Thema aufzuhellen.
Eines Tages werden sogar die gegen Rußland verpflichteten Männer der L.V.F. (Französische Freiwilligen-Legion) ihr Denkmal in Frankreich, einem Land Europas, haben, wenn unsere Enkel verstanden haben werden, welch Opfer ihr . . . Großvater für ihre Heimat Europa gebracht hat. –
Egal, ob die Verurteilten von Tulle ihre Unschuld schreiend beteuerten, ob sie, wie manche, mit dem Ruf „Vive la France", oder ob sie schweigend starben, alle wußten, was sie erwartete, als sie den Strang erblickten. Ich sah keinen, der im letzten Moment versagte. Alle stiegen aus eigener Kraft die Leiter hinauf. Keiner mußte in die Schlinge gehoben werden. Und währenddessen spielten die Partisanen Krieg – die von Zeit zu Zeit zu hörenden Flintenschüsse von den Hügeln untermalten das akustisch – und lichteten damit die Reihen ihrer eigenen Landsleute.
Vierzig bestialisch ermordete Deutsche (tatsächlich waren es über achtzig, aber man fand den Rest erst später), unsere Gefallenen nicht gerechnet, gegen einhundertundzwanzig zu erhängende Franzosen.
Nein, es waren keine hundertundzwanzig Franzosen, die an diesem Tag in Tulle starben. Kinder von Tulle, wenn euer Vater überlebt hat, ist es, weil andere Kinder, ein wenig älter als ihr, aber auch Landsleute, in fremden Uniformen, ihnen so gut wie möglich geholfen haben: „Widerstandskämpfer" auf ihre Art, nie ausgezeichnet. Sie waren nicht bei der Preisverteilung zugegen, ganz im Gegenteil. Wenn die Razzia nur von Rächern getätigt worden wäre, glaubt ihr, daß der Platz vor und im Inneren der Waffenfabrik gereicht hätte? Unter der Waffen-SS-Uniform hattet ihr, trotz allem, menschliche Verbündete, ob es nun Beutedeutsche oder, kurz gesagt, Deutsche waren.
Der ursprüngliche Befehl für die Repressalien war sicher von einem

unerhörten Ausmaß, aber jeder setzte sich über etwas hinweg, von bestimmten Offizieren angefangen bis zum einfachen Soldaten. Und selbst der Leutnatnt Walter, ein SD-Führer von Tulle, der davongekommen war, ließ, obwohl er seine „Pappenheimer" kannte, nur achtundneunzig Delinquenten durch, obwohl er den Befehl hatte, einhundertzwanzig an den Strang zu liefern. Dazu muß man wissen, was ein Befehl in der deutschen Armee war; und wieviel mehr bei der Waffen-SS: Und man muß die Folgen einer Nichtbefolgung auch kennen.
Man hat es mir beigebracht. Hier ein hypothetisches Beispiel:
Es ist Nacht, Sie sind siebzehn Jahre jung, Sie können nicht schwimmen und befinden sich auf einer Rheinbrücke. Plötzlich wird Ihnen der Befehl erteilt, sofort ins Wasser zu springen. Was tun Sie? Nun, ich versichere Ihnen, daß Sie nach einigen Monaten „Drill" sofort das Geländer überspringen. Denn Sie wissen, daß man Sie nicht im Stich läßt, daß alles getan wurde, damit Ihnen nichts zustoßen kann; vielleicht werden Sie nicht einmal naß! Das ist Gehorsam aufs Wort und nur möglich gewesen durch das grenzenlose Vertrauen in unsere Vorgesetzten, das uns eingetrichtert wurde . . . bei mir in Beaumont-de-Lomagne sogar wortwörtlich mit dem Trichter.
Aber dieses System hat einen Haken: Befehle werden mündlich gegeben, und es ist nicht immer sicher, daß die, die befehlen, sich ebenso daran erinnern wie die, die die Befehle ausführen. Das ist ziemlich häufig der Fall, wenn die gegebenen Befehle hinterher als Kriegsverbrechen deklariert werden, wie dies nach dem Kriege durch die Siegerjustiz gegen alle Rechtstraditionen gehandhabt wurde. Dann stand der Befehlsempfänger plötzlich allein da, sein Sich-berufen auf höheren Befehl wird ihm, der den mündlich erhaltenen Befehl zumeist nicht beweisen kann, einfach als Schutzbehauptung ausgelegt. So ging es vielen deutschen Soldaten nach dem Kriege. Auch Elsässern im grauen Rock der Waffen-SS.
Wo Rauch ist, ist auch Feuer. Die Gehenkten in Tulle sind nicht die ganze Wahrheit, sondern dazu gehören die unbeschreiblichen Greuel, die von irregulären Freischärlern an gefangenen Deutschen begangen wurden. Und so ist auch einen Tag später in Oradour sur Glane die Niederbrennung und Austilgung eines ganzen Dorfes nicht die alleinige Wahrheit, sondern dazu gehörten Geschehnisse, die der gefallene Bataillonskommandeur Dieckmann und das gegen ihn angestrengte Kriegsgericht genau kennen, auch wenn der zuständige Gerichtsherr, General Lammerding, der diese Wahrheit ebenfalls kannte und dafür die volle Verantwortung zu übernehmen bereit war, von der deutschen Regierung daran gehindert worden ist, sich dem französischen Tribunal

in Bordeaux zu stellen oder sein Wissen zu seinen Lebzeiten bekanntzugeben. Den in Bordeaux vor Gericht stehenden Männern der Waffen-SS hat man damals eingeredet, daß sie von ihren Offizieren im Stich gelassen worden seien. Wahr ist hingegen, daß sowohl das Auswärtige Amt mit seiner Rechtsschutzstelle die volle Wahrheit über Oradour kannte als auch die deutsche Staatsanwaltschaft. Und es ist sicher, daß auch die französische Staatsanwaltschaft diese Wahrheit gekannt hat, sonst hätte sie nicht mit der deutschen Regierung den Kuhhandel abschließen können, die im Schauprozeß von Bordeaux zu verurteilenden Deutschen danach auf freien Fuß zu setzen, wenn die deutsche Seite auf die Offenlegung der ursächlichen Handlungen französischer kommunistischer Partisanen unter einem berüchtigten Massenmörder verzichtete.

Aber in Bordeaux standen die wegen Tulle und Oradour angeklagten Soldaten allein. Sie hatten Befehle gehabt, aber sie durften sich nicht darauf berufen. Sie hatten eine Antwort geben müssen auf eine Herausforderung, die von der Nation des Tribunals begangen worden war, die aber nicht wiederholt werden durfte. Sie durften nur zu der Hälfte der Wahrheit stehen, die ihren eigenen Handlungen als regulärer Truppe entsprach, nicht aber zu der Hälfte, die ursächlich von Irregulären als Herausforderung begangen worden war. Die Geschichte wird diese Zusammenhänge erhellen.

Es scheint, daß kein Land, außer England, das die größte Erfahrung in Kriegsverbrechen während ihrer Kolonialkriege gesammelt hatte, vorausgesehen hatte, welches Los den trifft, der einen Befehl ausgeführt hatte, welcher später als Kriegsverbrechen betrachtet wurde.

Nun, wie ich während eines Prozesses, den man einem meiner Vorgesetzten in Marseille gemacht hat, gelernt habe, kann in England niemand in der ganzen Befehlskette verfolgt werden, außer dem Höchstrangigen, der den Befehl aus eigener Initiative und unter eigener Verantwortung gegeben hat.

Jedoch in Frankreich sind die Richter Franzosen; in Deutschland sind sie Deutsche; die englischen Richter sind nicht zuständig für deutsche oder französische Strafsachen.

Wem also kann man vertrauen?

Der Leiter des Hinrichtungskommandos von Tulle wurde in Bordeaux zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Das Urteil scheint aufgehoben worden zu sein (ich komme auf diese Urteile in der Folge zurück).

Er wurde in Marseille neuerlich vor Gericht gestellt und zu fünf Jahren Freiheitsentzug verurteilt, die er durch die Untersuchungshaft abgebüßt hatte.

Wäre er nach englischem Recht abgeurteilt worden, so hätte er freigesprochen werden müssen, sofern er keine persönliche Initiative entwickelt hatte. Aber er wurde nach Sonderrecht abgeurteilt, und zwar als Angehöriger einer verbrecherischen Organisation, zu der in Nürnberg auch die Waffen-SS verurteilt worden war.

Der letzte der achten Gruppe der Todeskandidaten war die Todesleiter hinaufgestiegen, als schon die neunte Gruppe ankam. Ein schroffer Stoß an die Leiter, und der Körper des Opfers zappelte.

Plötzlich riß sich ein junger Mann aus der angekommenen Gruppe, lief zu dem Gehängten und drückte dessen Hand. Sicher hatten sie sich nahe gestanden. Sie hätten Brüder sein können, oder waren sie nur wahre Freunde? Sie waren beide gleich angezogen, mit weiß-braunen Pepitaanzügen. Daraufhin hielt ihm einer der Soldaten die Maschinenpistole gegen die Rippen, damit er in seine Gruppe zurückkehre. Aber nach einem kurzen Moment des Zögerns drehte er sich um und sprintete in Richtung Bahnhof, um sich zu retten. Es gab mehrere Maschinenpistolengarben, und der arme Junge fiel mit dem Gesicht zu Boden wie ein Kartoffelsack, der von einem Lastwagen fällt.

Vermutlich hätte ich an seiner Stelle ebenso gehandelt, jedoch wäre ich in entgegengesetzter Richtung geflohen, in die Menge, um das Überraschungsmoment zu meinem Vorteil auszunützen.

Von zwei Offizieren gestützt, brachte man einen Offizier, von dem gesagt wurde, er wäre Kriegsberichter und von einem Querschläger in die Leiste getroffen worden.

Ganz knapp hatten die Schüsse auf den Flüchtenden, den Gefangenen in Uniform, der als letzter gehängt werden sollte, verfehlt, und damit die Chance, durch diese Schüsse auch getötet zu werden. Ich sage: Verfehlte die Chance ...

Nach diesem Zwischenfall entfernten sich auch die anderen noch anwesenden Offiziere, indem sie die Helfer des Verwundeten begleiteten.

Der letzte der angekommenen Gruppe war noch nicht gehenkt, als der Exekutionsleiter mir zurief: „Schneid, sieh zu, wie viel noch bleiben, es sind nicht mehr genug Seile vorhanden ...“

Ich fühlte mich sehr allein und unwohl in meiner Haut, und ich war einem Nervenzusammenbruch nahe, als ich durch dieses Spalier der Schande in Richtung Waffenfabrik gehen mußte.

Allein, wieder einmal allein. Ein unbestimmbares Gefühl überkam mich. War es schon Angst? Ich hatte dieses Gefühl mehrere Male während des Krieges. Da ich oft als Melder eingesetzt wurde, trennte mich von den rauchenden oder sich unterhaltenden Amerikanern, die mich nicht sahen, oft nur eine Steinwurfweite. Allein war ich ebenfalls,

wenn ich trotz einer möglichen Begegnung mit Partisanen zur Lebensmittelbeschaffung zu den Zivilisten ging. Zeimal allein, um einen Panzer mit der Panzefaust zu „knacken"... Später wieder während der Rundstedt-Offensive: immer dieses Gefühl, das ich zu unterdrücken versuchte; aber eine unüberwindliche Kraft hieß mich weitergehen...

Jeder Lebenshauch war aus den armen Leibern entwichen, nicht die geringste Bewegung. Höchstens die an den Brückenkandelabern Gehängten drehten sich leicht zu dem durch die Brücke hervorgerufenen Aufwind. Ich sah sie wieder vor mir, wie sie die Leiter hochgestiegen waren; manche hatten sich, sobald sie die Schlingen um den Hals hatten, wieder gebeugt, in der Hoffnung, daß der Strang nicht so stark würgen würde, wenn sie ihn vorher anspannten. Manchmal ein entsetztes Zurückzucken vor dem Druck des Strickes, wenn sie, noch bevor die Leiter weggezogen worden wr, diese Phase erlebten.

Gerade diese aber waren es, bei denen das Sterben am längsten dauerte, denn früher oder später wurde ihnen die Leiter, auf der sie standen, unter den Füßen weggestoßen. Diejenigen, welche stürzten, solange das Seil noch viel Spiel hatte, hatten ein schnelleres Ende. Es kam vor, daß sich der Knoten der Schlinge auf der Seite zuzog. In diesen Fällen zogen die Henker an den Füßen, um die Bewegungen zu beenden, die manche schamlos als obszön bezeichneten.

Auf dem Platz vor der Waffenfabrik verharrten stumm zwei Gruppen von Zivilisten, von denen die eine zahlreicher als die andere war.

Ich fragte mich, wo wohl die gefangenen Partisanen, die nach der Vorschrift der Genfer Konvention Armbinden getragen hatten, hingekommen sein mochten. Ich konnte nie erfahren, welches ihr Los war. Waren sie bereits wie reguläre Kombattanten in ein Gefangenenlager verfrachtet worden? Der Gedanke, daß man sie vielleicht heimlich liquidiert hätte, kam mir überhaupt nicht in den Sinn. Einerseits hätten wir es bestimmt erfahren, zum anderen wäre das widersinnig gewesen. Heute weiß ich, daß diese Gefangenen nach Limoges zur dortigen Sicherheitspolizei verfrachtet wurden.

Als ich durch das Tor in die Waffenfabrik eintrat, stieß ich auf einen Offizier mit müden Gesichtszügen, den ich mit Zivilisten sprechend bemerkt hatte, als ich mich an Bord des Feuerwehrwagens befand. In der Annahme, daß es sich um den Offizier handelte, der die Auslese vollzog, fragte ich ihn verwirrt, wie viele Geiseln – für meine Begriffe waren es wirklich Geiseln – noch da wären und teilte ihm mit, daß nicht genügend Stränge vorhanden wären. Ich hatte es mit einem Dolmetscher-Oberleutnant des SD namens Emil Walter zu tun gehabt, wie ich einige Jahre später gelegentlich des Prozesses von Bordeaux erfuhr.

Er zeigte auf eine links des Eingangs kniende Gruppe von ungefähr zehn Zivilisten und eine weitere Gruppe vor sich. Da ich nicht wußte, was ich tun sollte und da ich in meinem Innern zutiefst aufgewühlt war, näherte ich mich der ersten Gruppe. Die Männer erhoben sich und standen ungefähr zwei Meter vor dem Gebäude mit dem Gesicht zur Mauer. Vor ihnen, mit dem Rücken zur Wand, stand ein Priester in einer abgetragenen Soutane; sein Gesicht blickte traurig, traurig...

Ich wußte, daß er die Absolution geben wollte. Obwohl ich kein Kirchgänger mehr war, achtete ich als ehemaliger kleiner Novize der Brüder der Christlichen Schulen jedoch den Ritus. Unser Spieß hatte uns zwar in Beliet erlaubt, die Messe zu besuchen, uns jedoch gebeten, dies nicht in Uniform zu tun; er war bereit, uns dafür Zivilkleider zu besorgen, aber niemand von uns hatte je von dieser Möglichkeit Gebrauh gemacht.

Wenn der Geistliche von dem einzelnen die Papiere und Brieftasche an sich genommen hatte, kniete der betreffende nieder, um den Segen zu empfangen. Manche knieten mit beiden Knien ab. Als der Geistliche jedoch beim vorletzten angelangt war, drehte ihm dieser den Rücken zu und weigerte sich sichtbar, den Segen des Priesters zu empfangen.

Es kam mir der Gedanke, daß er vor Gott empört war wegen der Ungerechtigkeit, die ihm angetan wurde. Vielleicht hoffte er auch, durch einen letzten Bluff die Gnade des Hinrichtungskommandos zu erreichen, und bat innerlich Gott um Verzeihung, daß er seinen irdischen Vertreter derart beleidigte.

Welches auch sein Ziel gewesen sein mag, ich bewunderte seinen Mut. Ich könnte nicht sagen, ob er einer der beiden war, die ich später retten sollte, obwohl ich seinen Gesichtsausdruck zur Genüge beobachtet hatte.

Des Priesters Gesicht schien nun noch etwas länger, aber ohne jede äußere Reaktion bemühte er sich um den letzen der Gruppe. Daraufhin wurden die Verurteilten von dem SD-Obersturmführer Walter abgerufen und von einer Rotte Waffen-SS-Männer umringt, von denen sie zu dem Hinrichtungsort geführt werden sollten. Ich sah noch, wie der Priester sich damit beschäftigte, die Brieftaschen auf einer Bank längs der Mauer zu ordnen. Sein Blick streifte nicht mehr die Abgeführten, als befürchtete er, den Augen der Todgeweihten zu begegnen.

Ohne zu überlegen, fühlte ich, daß ich etwas tun müßte, und wäre es auch nur, um den Verurteilten einige tröstende Worte zu sagen. Auch hätte ich die Seele eines guten Samariters haben sollen aufgrund der guten Erziehung, die ich von den Brüdern erhalten habe. Ich glaube übrigens, ich wäre ein guter Geistlicher geworden, wenn der Krieg mich nicht von meiner mutmaßlichen Berufung abgelenkt hätte.

Ich fühlte mich von dem jüngsten, einem Burschen von neunzehn Jahren, angezogen. (Ich weiß nicht, was mich veranlaßt, von neunzehn Jahren zu sprechen.) Ich wandte mich an ihn, dachte jedoch auch an die anderen, denen ich nicht in die Augen zu schauen wagte, und sagte diese unsinnigen Worte: „Ihr braucht keine Angst zu haben, es dauert nicht lange." Mit einer einzigen Bewegung drehten sich die Verurteilten mir zu, als sie meine junge Stimme hörten, aus welcher sie bestimmt die Freundlichkeit heraushörten. Mit einem Blick in die Runde umfing ich diese fahlen, fast toten Gesichter mit den fragenden Augen, ohne bei einem bestimmten von ihnen zu verweilen.
Dann sah ich die blauen Augen des Unteroffiziers, der das Begleitkommando befehligte, welches die Verurteilten abzuführen hatte. Er stand da wie angewachsen und beobachtete mich, ohne Anstalten zu machen, sich zu entfernen. Schon erwog ich, ob ich ihm vertrauen könnte, oder ob er mich als „Franzosenkopf" anzeigen würde. Aber nein, ich wußte, daß er mich hochachtete, er hatte mir schon seine Sympathie während der Ausbildung bezeigt.
Wie unter einem Zwang suchten meine Augen den Jüngsten, bis dessen Blick den meinen kreuzte. Ein Hoffnungsschimmer sprühte aus seinen Augen, und mit eindringlicher Stimme sagte er mir: „Aber Sie, da Sie französisch sprechen, sagen Sie ihnen doch, daß ich kein Partisan war. Ich arbeitete sogar in der Waffenfabrik. Mutter, Mutter, meine arme Mutter, sie hat nur mich." Dies gab den Ausschlag, nun war es genug. Er hat eine Mutter! Eine richtige Mutter? Ich weiß nicht, wollte ich teilhaben an den Liebkosungen seiner Mutter oder wollte ich nur die Verzeihung der meinigen erreichen?
Ohne weiter an den Unteroffizier zu denken, nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und näherte mich dem SD-Offizier Walter, der zwei, drei Meter weiter stand und das Geschehen gesehen hatte.
Bescheiden und mit all dem Respekt, den ich gegenüber meinen Vorgesetzten immer – außer einem – bezeugte, fragte ich ihn, von meiner Tollkühnheit selbst überrascht: „Aber warum hängen Sie diesen Jungen auf? Er hat nichts getan, er arbeitete sogar in der Waffenfabrik." Der Obersturmführer Walter antwortete mir: „Aber, Junge, ich kann auch nichts dafür. Ich brauche hundertzwanzig Franzosen, woher ich sie auch nehme. Drei für jeden ermordeten Deutschen. Das muß als Exempel für ganz Frankreich dienen. Uns reicht es jetzt mit den Partisanen. Hast du die Toten nicht gesehen?" Es war unnötig, daß er mich daran erinnerte.
Tief bewegt kehrte ich zu den Verurteilten zurück, um ihnen zu sagen, daß ich ihnen nicht helfen könnte, denn ich traute mich nicht, dies dem

Jüngsten persönlich zu sagen. Darauf brachen die beiden Jüngsten in ein heftiges Weinen aus, und Pierre Torquebiau (seinen Namen erfuhr ich erst später, nach dem Kriege) wiederholte mit tränenerstickter Stimme sein: „Mutter, meine arme Mutter." Ich selbst hatte einen Weinkrampf, den ich trotz meiner Scham nicht zurückhalten konnte. Ein Waffen-SS-Mann muß stark sein, Weinen ist seiner unwürdig, besonders im Dienst unter dem Helm und in Waffen.
Die Stimme des SD-Führers Walter weckte mich aus meiner Erschütterung: „Na ja, nimm ihn raus." Und dann: „Nimm den anderen auch noch mit." Dann geschah das Unvergeßliche, daß alle Verurteilten der Gruppe, manche kniend, mich anflehten, und mir ihre Gründe angaben, damit ich auch sie retten sollte ... Sie hatten, obwohl sie nicht deutsch verstanden, an dem Tonfall der Stimme des SD-Leutnants bemerkt, daß es Begnadigte geben würde. Ich werde mich immer dieses stämmigen Mannes, dessen Oberkörper nur in einem einfachen Unterhemd steckte, erinnern. Er war ungefähr fünfunddreißig Jahre alt. Er sagte mir, er hätte zwei Kinder, und daß sie alle drei mir ihr ganzes Leben lang dankbar sein würden.
Nein, nicht den „Alten", dachte ich; ich möchte lieber die beiden Jungen herausholen. Aber ich sprach meinen innersten Gedanken nicht aus.
Ich nahm Pierre Torquebiau sowie den anderen Jungen mit dem fahlen Gesicht beim Arm, um beide aus der Gruppe herauszuführen. Hierauf umarmte mich Pierre Torquebiau. Seine Arme preßten mich an sich, daß mir die Luft wegblieb. Er wollt mir seine Dankbarkeit bezeugen. So standen wir also beieinander, weinend, uns küssend, als sich bei mir eine gewisse Verlegenheit bemerkbar machte. Einerseits brachte mich die Meinung, die der Unterscharführer von mir haben könnte, in Verlegenheit, andererseits diese nicht endende Umarmung. Denn bei den Brüdern hatte man so etwas gar nicht gerne gesehen, und ich hatte diese Erinnerung in meinem Unterbewußtsein bewahrt.
Der französische Autor Rémy berichtete, der Geistliche hätte sich dem bewegt scheinenden SD-Führer genähert, und dieser hätte gesagt: „Was dieser Soldat da tut, muß Sie nicht erstaunen." Und wie um seine eigene Geste zu entschuldigen, hätte Walter hinzugefügt: „Er ist ein Elsässer." Ich habe das nicht gehört.
Im Grunde genommen hatte ich keine Heldentat vollbracht. Jeder ehrliche Waffen-SS-Kamerad hätte das Gleiche getan, zumindest, wenn es ihm gelungen wäre, die von Verlegenheit und Rücksicht auf die Meinung der anderen gezogenen Grenzen trotz der Anwesenheit eines seiner Vorgesetzten und der Kameraden zu überschreiten. Wie gesagt, der Impuls war bei mir stärker als die Hemmung.

Ja, wenn ich nicht so jung gewesen wäre, hätte ich vielleicht mehr tun können, um weitere Leben zu retten. Sicher, ich habe später noch so manchen gerettet, wie es der Prozeß meiner Reifung durch den Krieg zuließ, aber wieviele habe ich getötet, ohne es zu wissen . . . Ach, dieser schmutzige Krieg, was hat er aus einer Bestimmung zu „Armut, Keuschheit, Gehorsam" gemacht? Dieses Gelübde hätte ich früher oder später abgelegt, wenn ich nicht von meinem Vater ins Elsaß zurückgerufen worden wäre. Durch seine lakonische Postkarte „Komme sofort zurück, sonst werden wir ausgewiesen", die mich in St. Maurice l'Exil in der unbesetzten Zone erreichte, wohin ich von Besançon St. Claude aus verlegt worden war, hatte mein Vater mein Schicksal verändert.
Nun, die Jugend hat ihre Vorrechte. War es nun meiner natürlichen jugendlichen Impulsivität oder auch der Tatsache, daß ich Elsässer war, zu verdanken, daß der SD-Führer mir diese zwei jungen Leben zugestand? Unsere Ausbilder waren nicht überdrüssig geworden, uns beizubringen, daß man seine Gefühle unterdrückt, wie man hart wie Stahl werden könne, körperlich und geistig. Der Krieg lehrte mich, meinen Körper zu härten, aber ich blieb trotz allem immer sentimental.
Ich fand erst in die Gegenwart zurück, als der Unterscharführer der Gruppe Befehl gab: „Vorwärts, marsch!" Noch ein Blick in seine Augen, um sicher zu sein, daß ich auf ihn zählen könnte, und er mich nicht meinen Kameraden gegenüber unmöglich machen würde, und ich wußte, daß er nicht plaudern würde. Im Gegenteil! Er zeigte mit später Sympathie, indem er mir einen wundervollen silbernen Totenkopf schenkte, den ich stolz an meiner Mütze trug.
Dies war meine erste Halbauszeichnung. Ich bekam bei der Waffen-SS außer dem „Panzerkampfabzeichen" nie eine andere.
Während ich mich linkisch von den Armen des Pierre Torquebiau befreite, sagte ich den beiden „Geretteten", daß sie frei seien und nach Hause gehen könnten. Es war Pierre Torquebiau, der daran dachte, seine Brieftasche beim Abbé wieder abzuholen. Der Priester bewachte sie umsichtig und wich nicht, solange ich mich im und vor dem Hof der Waffenfabrik aufhielt. Zu dritt begaben wir uns zum Abbé, und die beiden Begnadigten erbaten ihre Brieftaschen zurück.
Aber der arme Abbé Espinasse – ich erfuhr seinen Namen durch die Mutter meines am Vortage gefallenen Kameraden, als ich nach dem Krieg hilflos versuchte, mich selbst an jemandem festzuklammern, das heißt an Pierre Torquebiau und an dem zweiten „Geretteten" – fand nichts in den Stößen von Papieren und Brieftaschen und sagte ihnen, sie möchten diese später bei ihm verlangen. Er schien weder Pierre Torquebiau noch den anderen Geretteten zu kennen . . . Ein Zweifel kam in mir

auf: sollten die beiden doch Partisanen sein? Aber ich verdrängte den Gedanken sofort. Pierre Torquebiau wurde nach dem Kriege dekoriert, und zwar in Tulle, und der Abbé war bei der Zeremonie zugegen.
Ohne weiteren Abschied entfernten sich die beiden Begnadigten und gingen auf das Innere der Waffenfabrik zu. Darauf schrie mir der SD-Obersturmführer Walter zu: „Heh, die können nicht nach Hause gehen, die müssen nach Deutschland, zum Arbeiten." Widerwillig, aber trotzdem glücklich, begleitete ich sie alsdann zu der großen Gruppe derer, die vor der Waffenfabrik darauf warteten, nach Deutschland verfrachtet zu werden. Wenn ich daran zurückdenke, so scheint es mir, daß meine zwei „Schützlinge", die sich zu dieser Gruppe begaben, eher mich mitnahmen als ich sie. –
Es war 17.30 Uhr, als ich das Tor der Waffenfabrik mit meinen beiden „Geretteten" passierte, wie mir Pierre Torquebiau nach dem Krieg bestätigte. Ich versuchte noch, mich mit meinen neuen Freunden zu unterhalten und übergab ihnen meine Visitenkarte. Jawohl, ich besaß schon Visitenkarten, die ich geschenkt erhielt, als ich sechzehn wurde.
Ich hoffte, von meinen beiden „Geretteten" eine Nachricht zu erhalten, wenn sie nach Deutschland kämen. Aber ich hörte nichts mehr von ihnen. Erst nach dem Krieg fand ich Pierre Torquebiau wieder, der mir bestätigte, daß ich ihn und einen unbekannten Kameraden in Tulle in letzter Minute gerettet hätte.
Aus Furcht, wieder in eine Gruppe Hinzurichtender hineinzugeraten, ließen mich die beiden Burschen stehen und verdrückten sich in der Menge der großen Gruppe, die zur Deportation bestimmt schien.
Ich verstand ihr Verhalten nicht, aber eine Unterhaltung mit anderen zusehenden Franzosen ließ mir ein Licht aufgehen. Denn diese „Zuschauer" hatten die Auswahlprozedur mitangesehen und teilweise auch mitangehört.
Danach waren es die Wortgewandten unter den Verdächtigen, denen es gelungen war, dem Galgen zu entgehen und zu den zu deportierenden Zwangsarbeitern gestellt zu werden. Natürlich auf Kosten anderer armer Teufel, die vielleicht unschuldig waren, aber Ausdrucksschwierigkeiten hatten, oder die anstelle eines Verwandten oder Freundes den Kopf hinhalten mußten, wenn sie diesen nicht preisgeben wollten. Es waren also keineswegs die Unschuldigen, die dem Galgen entgingen, und es waren – zumindest bei der zweiten Hälfte der hundertzwanzig auszulesenden Opfer – nicht die Schuldigeren, die für den Galgen bestimmt wurden.
Da aber die Honoratioren der Stadt, darunter der Präfekt, der Vichy-Bürgermeister und der Direktor der Waffenfabrik dem SD-Führer bei der

Auswahl assistiert hatten, hätte die Auswahl auch gerechter erfolgen können. Denn da der Präfekt mit dem Unterscharführer Drechsler in dessen SPW mitgefahren war, um diesem ein Waffenlager im Keller der Präfektur zur zeigen, wußte dieser sicher auch personell über seine Partisanen Bescheid.
Ich unterhielt mich weiter mit anderen Umstehenden und warf von Zeit zu Zeit einen Blick in die Richtung der übrigen Verurteilten. Ich war etwas verdrossen wegen des Mangels an Vertrauen meiner „Geretteten". Ich erklärte den Angehörigen eines französischen Arbeitsdienst-Bataillons, die meinten nach Deutschland verfrachtet zu werden, daß die französischen Arbeiter in Deutschland gut behandelt würden. Allerdings wußte ich davon überhaupt nichts, da ich so gut wie nie mit französischen Zwangsarbeitern zu tun gehabt hatte. Ich versuchte, mit meinen Worten diese neuen Anwärter zu beruhigen. Dabei fällt mir ein, daß es im Elsaß allgemein streng verboten war, sich auf französisch zu unterhalten und besonders mit Zwangsarbeitern (S.T.O.) oder Kriegsgefangenen. Aber wir Jungens von fünfzehn, sechzehn Jahren erlaubten uns manchmal ein bißchen Geplauder, wenn wir ihnen etwas zu essen zusteckten und waren froh über ihren dankbaren und glücklichen Gesichtsausdruck. Besonders die französischen Kriegsgefangenen freuten sich, die Sprache ihrer Heimat zu hören. Ihr lobendes „brave petit" ließ unsere Brust vor Stolz anschwellen.
Bei meiner Unterhaltung mit einem lothringischen Priester der Arbeitsdienstler-Gruppe erfuhr ich, daß dieser am Vortage von zwanzig deutschen Gefangenen gebeten worden war, ihnen die Absolution zu erteilen, bevor sie von den Partisanen irgendwo in den benachbarten Wäldern erschossen wurden.
Der Geistliche in Zivil sagte, daß seine Bitte an die Partisanen, die deutschen Gefangenen zu verschonen, um Vergeltungsmaßnahmen zu vermeiden, ohne Erfolg geblieben war. Die Partisanen hätten die Gefangenen alle ohne Ausnahme erschossen. Ich habe nie endgültig erfahren, ob er von den Soldaten gesprochen hatte, welche die Waffenfabrik von Tulle bewacht hatten, oder ob es sich um andere Soldaten handelte, die in der Umgegend gefangengenommen worden waren. Auf jeden Fall handelte es sich hierbei um eine andere Gruppe Erschossener als jene, von welcher ein anderer Priester, der Abbé Chateau, später im Prozeß von Bordeaux berichtete, daß er die Partisanen ohne Erfolg zur Schonung aufgefordert hatte. Die Partisanen hätten ohne Rücksicht auf alle internationalen Abmachungen, sei es vom Haag oder von Genf, an die zwanzig weitere deutsche Soldaten beim Friedhof von Tulle am 8. Juni 1944 erschossen.

Dieser lothringischer Priester vom Arbeitsdienst war es auch, der auf die Gruppe der dreißig gewiesen hatte, von denen er sagte, daß sie mit ihrer Schönrednerei sich selbst vor dem Galgen gerettet und andere daran gebracht hätten.
Von diesem lothringischen Priester bei er Arbeitsdienst-Abteilung ist bekannt, daß er am folgenden Tage der nach Limoges überführten, angetretenen Arbeitsdiens-Abteilung von vierhundert Mann die Ansprache des Regimentskommandeurs des SS-Panzergrenadier-Regiments „Der Führer", Standartenführer (Oberst) Stadler, übersetzt hat, mit welcher dem ganzen französischen Arbeitsdienst-Bataillon die Freiheit gewährt wurde.
Was mich anbelangt, so habe ich meinen damaligen Vorgesetzten niemals von den vertraulichen Mitteilungen des Abbé des Arbeitsdienstes betreffs Hinrichtungen in den Wäldern berichtet, sondern dies erstmals im Tulle-Prozeß in Bordeaux erwähnt.
So kam es, daß mein Kompaniechef, der Obersturmführer Karl W., der in seinem SPW vorbeigefahren kam, mich ziemlich forsch anfuhr. „Was suchen Sie hier?" Im selben Ton erwiderte ich: „Ich habe den Befehl, die Gefangenen zu bewachen, die auf den Abtransport nach Deutschland warten." Da meine Antwort ihn zu befriedigen schien, fuhr er weiter.
Meine Blicke schweiften nach links und nach rechts. Ich stellte fest, daß kein einziger deutscher Soldat in Uniform sichtbar war, trotz der großen Gruppe Franzosen, bei der ich mich befand und einer weiteren kleineren Gruppe hinter mir, in einer Ecke rechts des Eingangs zur Waffenfabrik.
Der Unterscharführer, der die letzte Gruppe von acht zu Erhängenden mitgenommen hatte, war auch nicht zurückgekehrt. Betreten und unruhig verdrückte ich mich stillschweigend in Richtung meines SPW. Ich schlich zwischen den Gehängten an der Ecke und denen auf der Brücke hindurch, ohne einen Blick auf die lange, baumlose Reihe der Gehängten zu werfen. Ein Obergefreiter der Wehrmacht, ein Mann um die Vierzig, holte mich ein. Seine Uniform war in mehr als schlechtem Zustand und beschmutzt. Er erzählte mir, daß die Partisanen Gas in die Unterkunft der Landesschützen geworfen hatten, und daß die Soldaten, so wie sie herauskamen, um sich zu ergeben, wie die Kaninchen abgeknallt worden seien. Den Überlebenden waren die Schädel mit Gewehrkolben eingeschlagen worden. Mit Tränen in den Augen versicherte er, daß die vom Heer nicht fähig gewesen wären, die Repressalie durch Erhängungen durchzuführen, einmal, weil sie nicht mehr stark genug waren, zum anderen, weil sie dazu den Mut nicht gehabt hätten. Obwohl er bedauerte, daß solche Vergeltung geübt werden müßte, war

er der Ansicht, daß die Waffen-SS damit weitere Blutbäder verhinderte. Er wäre froh, daß die Waffen-SS ihren SOS-Ruf empfangen hatte.
Unter den Waffen-SS-Männern behaupteten allerdings einige, daß sie nur einen Abstecher nach Tulle gemacht hätten, das nicht auf der vorgesehenen Marschroute gelegen hätte. Sie wären nur gekommen, weil einige Geplänkel am Ausgang von Brive sie dazu herausforderten, zu sehen, was da los sei. Die Besatzung eines Volkswagens an der Spitze mit Offizieren und Unteroffizieren, hatten volle Deckung nehmen müssen, weil in der Nähe der Brücke der Place de Souillac die Geschosse aus allen Richtungen auf sie herangepfiffen kamen. Erst danach hatten sie das Gefecht aufgenommen.
Historisch richtig ist allerdings, daß Tulle am Marschweg der langsameren Panzerkolonne lag und daß in Tulle das Stabsquartier der Division vorgesehen war, daß aber aufgrund des vom zuständigen Heereskorps aufgefangenen SOS-Rufes und daraufhin der anrückenden SS-Division erteilten Befehls, Tulle zu entsetzen, die Aufklärungsabteilung der Division vorzeitig auf Tulle angesetzt worden war.
Nach dem Krieg wurde ein kommunistischer Partisanenchef der Gegend von Bordeaux im französischen Fernsehen in der Sendung „Dossiers de l'écran" darauf angesprochen. Er behauptete, daß, selbst wenn er von den Deutschen unterrichtet worden wäre, daß seine Frau und seine Kinder als Geiseln erschossen würden, wenn er diesen oder jenen Zug in die Luft gehen ließe, er das trotzdem getan hätte. Ich konnte nicht umhin, den Sender anzurufen und zu sagen, was ich darüber dachte.
Die Lektion, die die Deutschen den Partisanen von Tulle und damit ganz Frankreich geben wollten, blieb also nutzlos. Jede blutige Aktion der Partisanen schloß deshalb mit einem merklichen Defizit von Menschenleben auf der Seite der Franzosen ab.
Um auf die eingeschlagenen Schädel, die ich bei einigen der vierzig vor der Kaserne getöteten Deutschen gesehen hatte, zurückzukommen, so hatte ich später die Gelegenheit, den Unterschied zu erkennen zwischen eingeschlagenen Schädeln, wie denen von Tulle, und den Schädelverletzungen, die vom Austritt einer Kugel, besonders von Dum-Dum-Geschossen, wie sie manche Amerikaner an der Front oder Partisanen bei den Straßenkämpfen von Mons benützten, verursacht wurden. Ich kenne den Unterschied ... –
Wie bereits gesagt, hatte ich hinter mir in der Ecke, die der Platz vor der Waffenfabrik bildete, eine Gruppe von dreißig bemerkt, deren Bestimmung ich nicht kannte. Wer waren sie? Die ursprünglich gebildeten Gruppen setzten sich folgendermaßen zusammen:

1. Die Gruppe der Jungen der französischen Jugendlager, die den Hinrichtungen beiwohnten, wie bereits erwähnt.
2. Die Gruppe der Beamten, die für Ordnung in der Stadt zu sorgen hatten, wie die Stadtverwaltungsbeamten, Polizisten, Lehrer, Feuerwehrleute, Bäcker usw., welche nach Bezeichnung durch den Bürgermeister, Oberst Bouty, unverzüglich freigelassen wurden.
3. Die Gruppe, die für die Zwangsarbeit in Deutschland, den S.T.O. (Service du travail obligatoire) bestimmt waren, die aber dann doch nicht nach Deutschland kamen. Jedenfalls ist Pierre Torquebiau, einer der Burschen, den ich vor dem Strang bewahrte, nicht zum S.T.O. nach Deutschland gekommen, sondern in Tulle geblieben.
4. Zwei Gruppen von sechzig Verurteilten, die den ganzen Tag über ausgetauscht wurden, so daß die zu Erhängenden das ihnen beschiedene Los nicht kannten.

Und die letzte kleine Gruppe der Dreißig hinter mir? Ja, wenn die Partisanen, die den SD-Führer Walter später geschnappt haben, es nur nicht so eilig gehabt hätten, ihn zu massakrieren! Der Abbé Espinasse hat mit später, während des Prozesses, berichtet, daß Walter bei Belfort gefangengenommen und lebendig, Stück für Stück, rittlings auf einer Sense durch die Partisanenfolterer zerschnitten wurde. Der Abbé hatte mir gegenüber auch hinzugefügt, daß er zu spät von der Gefangennahme Walters informiert worden wäre und daß er alles in seiner Macht Stehende getan hätte, um ihn zu retten, denn er schätzte den SD-Offizier trotz allem als korrekt. Auch sei er ein tiefgläubiger Katholik gewesen.
Meiner Ansicht nach verdankt der Abbé Espinasse dem so fürchterlich Umgebrachten sogar das Leben ... –
Mit Andeutungen vertraute mir der Abbé nach dem Kriege einige Dinge über die Partisanen an, zum Beispiel die Geschichte seines von den Partisanen gestohlenen Wagens ... Seiner Ansicht nach hatte Tulle zwei nacheinander folgende Terrorwellen zu überstehen, zuerst die der kommunistischen Partisanen, dann die Vergeltung durch die Nazis, wie er sagte. Öffentlich beschrieben hat er allerdings nur die letztere, die der Vergeltung. Er hätte die ganze Wahrheit sagen können, denn er besaß alle Rechte: Er wurde nach dem Kriege mit dem Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet!
Gelegentlich eines Besuchers bei meinen früheren Professoren der Brüder der Christlichen Schulen in Besançon-St. Claude habe ich über die Veröffentlichung dieses Abbé mit meinem früheren Direktor und mit dem sehr verehrten Bruder Redempt gesprochen. Ich habe berichtet, daß in diesem Bericht geschrieben stand, daß der Abbé sich für die

Verurteilten der letzten Gruppe eingesetzt hätte und daß ich nur einen Begnadigten ausgesucht hätte. Die Brüder sagten mir, ich sollte „dies alles im tiefsten Innern meines Herzens bewahren, da Gott ja die wirkliche Begebenheit kennt . . .“ Dies, obwohl ich der einzige war, der sich für die Verurteilten eingesetzt hatte. Dazu muß man wissen, daß sich die wissende französische Seite nach dem Krieg geweigert hat, mir die Adressen der beiden Geretteten bekanntzugeben.

Ich möchte aber auch auf den Unterscharführer zurückkommen, der mir genügend Zeit gelassen hatte, die beiden Geretteten loszubitten. Er machte mir niemals einen Vorwurf wegen meines Einschreitens. Niemals erzählte er jemandem, daß er mich weinen gesehen hatte, und er sprach auch nie darüber mit meinen Vorgesetzten. Hatte ich ihm durch mein Verhalten den Anstoß gegeben, auch etwas von sich aus zu unternehmen? Wir werden es eines Tages erfahren, denn die Zungen beginnen sich zu lösen. Wie es auch sei, der Unterscharführer kam nicht zurück, um von neuem Verurteilte abzuholen. Vielleicht hat er es auf sich genommen zu behaupten, daß die letzten acht, die er brachte, wirklich die letzten waren, die auf dem Hof der Waffenfabrik bereitgestellt worden waren! Er sprach nie wieder über die Zwischenfälle von Tulle, und unsere keimende Freundschaft brauchte keine Kommentare.

Allen anders lautenden Gerüchten zum Trotz bin ich überzeugt, daß die zwanzig übriggebliebenen Verurteilten einfach deshalb nicht mehr hingerichtet wurden, weil der SD-Führer Walter, der wußte, daß er nach dem Abzug der Waffen-SS weiter in Tulle Dienst tun und deshalb mit den Franzosen auf erträglichem Fuß weiterleben mußte, bemerkt hatte, daß ich nicht zu dem Erhängungskommando zurückkehrte und daß der Unterscharführer ebenfalls nicht mehr kam, um die restlichen beiden Gruppen Todgeweihter zu holen. In dieser „Kompetenzlücke“ bei den unmittelbar Beteiligten, denen das Geschehene eher zuviel als zu wenig erschien, ist der sogenannte Hinrichtungsstop entstanden.–

Irgendeine erfolgreiche Intervention französischer ziviler oder kirchlicher Behörden bei den deutschen Verantwortlichen kann, was die zwanzig übrigbleibenden Verurteilten betrifft, nur eine Erfindung sein. Die Behauptung, der Divisionskommandeur Lammerding hätte zweiundzwanzig Geiseln vor Beginn der Hinrichtungen begnadigt, ist eine . . . Notlüge.

Eine Notlüge des Verantwortlichen, der nach dem Kriege, um selbst der Verantwortung zu entgehen, sowohl die Bestätigung der Urteile wie die Begnadigung von zweiundzwanzig Geiseln dem vermeintlich gefallenen, jedenfalls lange Zeit verschollenen General Lammerding in die Schuhe schob, und eine Notlüge auch bei den französischen Würdenträgern, die sich gegenüber den deutschen Kommandeuren von dem kommunistischen Terror distanziert hatten und anschließend bei der Identifizierung von Einwohnern und Terroristen mitgewirkt hatten; mußte ihre Beteiligung an dieser Auswahl nach der damals noch nicht vorauszusehenden Libération schon von den Widerständlern als belastend betrachtet werden, so bot die Notlüge eines deutschen Stabsoffiziers einen willkommenen Grund, sich selbst zu rühmen, durch verbale Vorstellungen die Nichtexekution von zweiundzwanzig Geiseln bewirkt zu haben. So rühmen sich beide Seiten einer „Begnadigung“, die von niemandem angeordnet worden ist, sondern auf persönliches „Unterlassen“ zweier untergeordneter Deutscher und eines noch untergeordneteren „Beutedeutschen“ beruht.

Niemand nahm sich die Zeit, die Gehängten einen nach dem anderen zu zählen, und als endlich beim Begräbnis die genaue Zahl bekannt wurde, konnte der Chef, soweit es einen Chef gab, sich sagen, daß es nun reichte. Die Stränge der Gehängten wurden noch am selben Abend abgeschnitten.

Die zukünftigen Zwangsarbeiter sowie das Arbeitsdienstbataillon wurden auf Lastwagen nach Limoges verfrachtet. Die Gruppe der „Verdächtigen“, wie wir sie nannten, wurde nochmal verhört. Sie wurden freigelassen.

Eine Braut rief dem Lastwagen, der ihren Zukünftigen entführte, ein „Auf Wiedersehen, Liebling“ nach. Trotz vieler Anstrengungen hatte sie ihn nicht retten können. Einer unserer deutschen Führeranwärter (Hans Willmer), ein braver Kerl, der später bei Wien vermißt wurde, hatte das Mädchen umworben, das so tat, als nähme sie die Huldigung des strahlenden Jünglings an, aber als der Lastwagen wegfuhr, war die Zeit zu kurz gewesen, ihren deutschen Verehrer dazu zu bringen, ihren Bräutigam zu befreien. So mußte sie wählen, und sie lief dem Lastwagen nach, der ihren Geliebten entführte.

Noch lange danach träumte der kleine Führeranwärter – er hatte ca. 1,85 Länge –, der kurz zuvor sein Lehrerexamen abgelegt hatte, noch von der schönen Französin, in die er sich in wenigen Augenblicken verknallt hatte. Er schimpfte noch eine Zeitlang gegen den Krieg, aber zu guter Letzt wurde er am Westwall doch noch mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet . . .

Ich bezog mit den Leuten des 1. Geschützes des Panzerjägerzuges Quartier in der Wohnung von Zivilisten in der Rue du 4 Septembre. Unsere Gastgeberin, Witwe ohne es zu wissen, bat uns um Nachricht von ihrem Mann. Wir waren feige genug zu behaupten, daß er sich nicht unter den Verurteilten befunden hätte, obwohl er an der Ecke der Parallelstraße der Rue du docteur Vallette aufgehängt worden war, in schwarzer

Kleidung, eine Aktentasche aus Leder zu Füßen. Einer unter uns, der am Vorabend schon die Geldscheine „gefunden" hatte, stahl dem Toten bei seiner Witwe ein Paar Halbschuhe mit verdeckten Schnürsenkel, um seine eigene Fahnenflucht vorzubereiten, er hat nie die Gelegenheit wahrgenommen, sie anzuziehen. Er blieb seinem Eid treu, genau wie ich.
Nagender Hunger forderte uns auf, unserem Magen etwas Festes einzuverleiben. Die Verpflegungskiste war praktisch leer. Auf der Suche nach Lebensmitteln gabelten die Kameraden ein Kindergrammophon und einen ganzen Stapel Schallplatten von Tino Rossi auf. Lebensmittel keine ...
Ach, Tino Rossi, wenn du wüßtest, wie oft du dadurch jungen SS-Männern halfst, den Krieg zu vergessen, ob sie nun Deutsche waren oder nur schlichte Beutedeutsche. Alle liebten deine Stimme und trällerten deine Lieder, als wir in der Normandie ankamen. Später lief ein Gerücht um, es war wohl nach der Übergabe von Paris, daß die Partisanen dich und Maurice Chevalier getötet hätten. Sogar die Deutschen waren darüber bestürzt. Noch heute liebe ich es, eine meiner Langspielplatten mit deinen Vorkriegsschlagern anzuhören. Es erinnert mich an so viele schöne Stunden ... Sie werden mir das Duzen verzeihen, aber Sie waren mir geradezu ein Freund geworden.
Die Nacht war wieder sehr kurz. Jedem von uns wurde langsam das Chaos bewußt, in welchem wir uns befanden. Die Kameraden erzählten mir, daß die Stricke der Erhängten abgeschnitten worden waren und daß die Toten mit allem, was sie in den Taschen hatten, so wie sie waren, begraben worden waren, und zwar von den Jungen des Jugendlagers.
Charlie erzählte uns seine Abenteuer, als er uns bei der Einfahrt nach Tulle in der Rue du Docteur Vallette überholt hatte. Sein Vorhaben war nicht gewesen, den SPW unseres Zugführers zu überholen. Da er jedoch eine zu hohe Geschwindigkeit erreicht hatte, als er versuchte, uns vor der Kurve einzuholen, und da er uns überdies kurz vor Tulle aus den Augen verloren hatte, konnte er nicht mehr wirksam bremsen. Der Höhepunkt, der ihn sauer gegenüber seinem Geschützführer machte, war, daß der nicht aufgehört hatte, ihm im SPW stehend auf beide Schultern zu klopfen, um ihn damit schneller vorwärtszutreiben. Erst der Schrei eines Kameraden, der an der Schulter getroffen worden war, brachte ihn zum Halten: ein Partisan hatte von einem Fenster aus geschossen und einen deutschen Kameraden an der Schulter verletzt, und danach hat er unseren Kameraden Marcel M., der nach hinten sicherte, getötet.
Wir waren alle sehr erleichtert, daß kein Elsässer an den Hinrichtungen teilgenommen hatte, denn wenn wir den Befehl dazu erhalten hätten,

glaube ich, daß auch wir ihn ausgeführt hätten, wenn auch mit Tränen in den Augen.
Einmal mehr verstanden es unsere Vorgesetzten, uns an sich zu binden, indem sie uns vor dieser Pflicht bewahrten.
Was den letzten der Verurteilten betrifft, nämlich den in Khakiuniform, der bis zuletzt warten und zusehen mußte, so war es der Sturmmann (Gefreiter) P., der sich dessen Sonderbehandlung angelegen sein ließ.
P. hatte schon seit geraumer Zeit nur noch Urlaub vom Tode, denn bereits in Rußland hatte er unverkennbare Merkmale von geistiger Verwirrung gezeigt. Jedenfalls lächelten seine alten Kumpels aus Rußland nur noch über ihn. Die Alten hatten es uns erzählt, daß man ihn dort gesehen hätte: stehend mit dem Maschinengewehr aus der Hüfte in die Horden der Russen feuernd, so daß sich der Lauf zur Weißglut erhitzte. Sie waren wie ein Heuschreckenschwarm gekommen: die Lebenden stiegen über die Leiber der Toten hinweg, „Urräh" schreiend, und angetrieben durch Wodka ... und den politischen Kommissar, der jeden abschoß, der zurückblieb.
Ich war nicht dabei, so gebe ich diesen Bericht zwar unter allem Vorbehalt wieder, aber doch so, wie er mir von Kameraden des Sturmmann P. übermittelt worden ist.
Nach den Aussagen meiner Kameraden vom Pak-Zug war es Sturmmann P., der den Partisanen in Khaki die Leiter hochsteigen ließ und den „Krawattenknopf", wie P. es nannte, auf der Seite knüpfte, und jedesmal, wenn der Hängende mit „seinen geilen Bewegungen aufhörte", wie P. sagte, schnitt er den Strang durch. Erst nach dem dritten Mal brauchte der Khakimann, welcher von seinen Mitgefangenen verraten worden war, als derjenige, der den deutschen Soldaten die Geschlechtsteile abgeschnitten und in den Mund gesteckt hatte, wie die deutschen Offiziere fest behaupteten, die Leiter nicht mehr wieder zu erklimmen. Der Sturmmann P. hatte beim dritten Male, da die Spitze seines Bayonetts keine Reaktion mehr zeigte, die Seele seines Opfers endgültig seinem Herren Beelzebub vermacht.
Letzterer hielt für den Sturmmann beim Rückzug nach der festgefahrenen Rundstedt-Offensive ein ganz anderes Schicksal bereit. Er wurde ganz dumm von einem Artilleriegeschoß getroffen, so daß die Reste seines Leibes in einer Zeltplane eingewickelt auf der Haube eines Half-track mitgenommen werden mußten. Die Glieder hingen zum Teil verstreut in den Ästen der Bäume. Während des nächtlichen Durcheinanders des Rückzuges war seine Leiche von der Haube heruntergerutscht und von den folgenden SPWs mit ihren Ketten zermalmt worden. Er bekam nie ein Grab.

Ein anderer der Henker, der auf diesem Gebiet auch seinen Teil geleistet hatte, war nach dem Kessel von Falaise des Lebens überdrüssig. Sein mit T-Minen beladener SPW war von feindlicher Artillerie getroffen worden und stand in Flammen in der Scheune, in der er schlief. Ein Kamerad wollte ihn aus seiner Lethargie reißen. „Der SPW fliegt in die Luft, komm!" „Laß mich, ist mir scheißegal", war seine Antwort.
Kaum war der Kamerad mit schlechtem Gewissen aus der Scheune herausgetreten, flog diese unter dem Explosionsdruck der Minen in die Luft. Man fand trotz eiligen Nachgrabens kein Teilchen mehr von dem Lebensmüden. Wir vermißten ihn: er war an der Front ein guter Kamerad gewesen, und viele unter uns verdankten ihm das Leben ...
Jetzt hatte ich meine Wachrunde, und ich benutzte die Gelegenheit, um den Funker des Kompaniechefs zu befragen. Es ging heiß her am Funk-SPW, und der Sturmmann, der schon in der vergangenen Nacht kaum geschlafen hatte, hatte alle Mühe, die kodierten Befehle aufzunehmen. Seine Antwort auf meine Frage kam mit einem überheblichen Gesichtsausdruck: „Streng geheim." An diesem Abend erfuhr ich nichts. Ich konnte damals noch nicht wissen, daß er mir später als Schütze 2 am MG 42 zugeteilt werden würde, obwohl er seinem Rang nach Schütze 1 und nicht Munitionsschütze hätte sein müssen.
Am Morgen sahen wir Unterführer, die sich toll mit einem Beiwagenkrad Koehler-Escoffier vergnügten, das sie irgendwo aufgegabelt hatten.
Der Hauptscharführer Kurz hatte einen wundervollen grauen Matford V-8 organisiert und ernannte seinen neuen Putzer, meinen Freund Pierrot, zum hauptamtlichen Fahrer. Letzterer besaß zwar keinen Führerschein, aber da er schon mehrere Male die Wagen seines Vaters, welcher Autohändler war, „ausgeliehen" hatte, hatte er schon eine gewisse Übung. Was den Rechnungsführer betrifft, so hatte der einen alten B 14 organisiert, der als Pritschenwagen ausgebaut war, und transportierte damit die Kompaniekasse sowie seine dienstlichen und persönlichen Sachen.
Ich selbst wurde von einer alten Frau in einer baufälligen, allen Winden offenen Rumpelkammer dabei überrascht, als ich gerade in einer vorsintflutlichen Truhe eine von Motten zerfressene, aber schön zusammengefaltete Uniform, die nach Mottenkugeln roch, entdeckt hatte.
Ich riet der alten Frau, diese „poilublaue Uniform" verschwinden zu lassen, denn ein etwas sturerer Deutscher hätte an eine Widerstandskämpfer-Uniform denken können.
An diesem Tage gab es ein gutes Frühstück mit Kakao. Erst später, als ich die Unteroffiziere „Troupe"-Zigaretten rauchen sah, auf deren

Packungen eine Krankenschwester, die sich über einen Verwundeten beugte, dargestellt war, wurde mir bewußt, daß die Vorräte des Roten Kreuzes für die Kriegsgefangenen-Päckchen geplündert worden sein mußten, was sich wohl bewahrheitete, denn den Plünderern wurde wieder einiges abgenommen. Ich konnte nie erfahren, ob dies durch die Maquisards oder die SS-Einheiten geschehen war. Mir wurde nur bestätigt, daß dies nach Kriegsrecht erlaubte Beute wäre.
Erst später, in Dangy in der Nähe von St. Lô, wurde uns die letzte Salami aus Tulle zugeteilt. Von dem Kakao haben wir zum letzten Male vor dem Blutbad von Mons getrunken, in Belgien also, als unser „strategischer" Rückzug aus dem schönen Frankreich zu Ende war.
Die Zigaretten der berüchtigten Marke „Troupe" brachten den später in Gefangenschaft geratenden Besitzern nicht geahnte Schwierigkeiten seitens der „Alliierten" ein. Ein Unterscharführer unserer Kompanie, der schwer verletzt war, wäre trotz seiner Verletzungen fast von den Amerikanern umgelegt worden, wenn nicht französische Zivilisten eingegriffen hätten, indem sie bezeugten, daß die Waffen-SS ihnen gegenüber immer „korrekt" gewesen war. Er war mit einer angebrochenen Packung „Troupe"-Zigaretten in der Tasche erwischt worden. Was mich betrifft, so haben mich die Zigaretten nie in Versuchung gebracht, eher schon die gelegentlich mit dem stillschweigenden Einverständnis des Hauptscharführers stiebitzten Zigarren, die ich bei ihm in seiner Abwesenheit rauchte. Da Zigaretten mir streng verboten waren, weil ich noch nicht achtzehn Jahre als war, bekam ich wie alle SS-Männer unter achtzehn mit der Verpflegung ... Bonbons zugeteilt.
Ich erinnere mich nicht, ob wir an diesem oder am darauffolgenden Tag Tulle verließen.
Auf alle Fälle begann für uns alle eine neue Ära ... Eine apokalyptische Epoche.

Der Verfasser als Angehöriger der Aufklärungsabteilung der SS-Panzerdivision „Das Reich"

Eine Gruppe elsässischer Rekruten vor dem Einsatz. Rechts außen der in Tulle durch Kopfschuß von Partisanen gefallene Marcel Most.
Die übrigen namentlich bekannten Soldaten haben die Vorfälle in Tulle miterlebt und zum Teil den Krieg überlebt. Zwei davon waren Augenzeugen des Partisanenmassakers in einem deutschen Feldlazarett

Der Verfasser nach der Panzersicherung von Mayenne mit einem elsässischen Kameraden, Augenzeuge des Lazarettmassakers

Der bei Mons (Belgien) gefallene SS-Hauptscharführer Fritz Kurz, Führer des Panzerjägerzuges der Aufklärungsabteilung SS-Panzerdivision „Das Reich", Zugführer des Verfassers

A T T E S T A T I O N

Je soussigné, Pierre TORQUEBIAU, demeurant à Narbonne, 40, rue Francis Marcéro, certifie par la présente que lors des pendaisons du 9 juin 1944 à Tulle (Corrèze), représailles opérées par les Allemands, le nommé [redacted], demeurant à Strasbourg (Bas-Rhin) 21, rue de la Nuée Bleue, m'a sauvé la vie à la dernière minute, ainsi qu'à un autre condamné, en demandant notre grâce au lieutenant Walter qui commandait les exécutions.

Fait à Narbonne le 20 novembre 1950

Vu pour la certification matérielle
de la signature de M. Pierre Torquebiau
apposée ci-contre
NARBONNE, le 22 Novembre 1950
Le Commissaire Central,

Beglaubigte Bestätigung des Pierre Torquebiau, daß der Verfasser ihm und einem weiteren Verurteilten „in letzter Minute das Leben gerettet" habe, indem er bei dem die Hinrichtungen kommandierenden Leutnant Walter um Gnade bat.

Das bekannteste Foto von „Sadi Schneid".
Im Buch lautet der Bildkommentar: „Im US-Gummimantel und mit einer Beule in der Stahlhelmvorderseite wurde der Verfasser von einem PK-Mann bei der Ardennen-Offensive fotografiert. Kurz darauf geriet er in Gefangenschaft."

* * * * * * *

<u>Anmerkung</u>: Im vorliegenden Ordner von Teil VIII wurde auch französisches Material abgelegt: Eine Fernseh-Dokumentation zu Tulle, die den Standard solcher Darstellungen aufweist. Dann noch ein längeres Interview mit Jean-Paul Reb sowie ein Auszug daraus, der sich auf Rebs Beschreibung der Vorgänge an der Ecole normale beschränkt, sowie noch zwei biographische Texte zu Elimar Schneider und Charles Buch, die von Dr. Nicolas Mengus verfaßt wurden. Dieser Historiker hat sich in seiner Arbeit vor allem mit dem Schicksal zwangsrekrutierte Elsässer auseinandergesetzt.
In der obigen Reihenfolge sind die genannten Materialien unter folgenden Titeln im Ordner zu finden :

- **Le massacre de Tulle, 9 juin 1944 (Video)**
- **Tulle - Réminiscenses de Jean-Paul Reb (Audio)**
- **Jean Paul Reb zu den Vorgängen an der Ecole normale (Audio)**
- **Elimar Schneider Dossier Mengus (PDF)**
- **Charles Buch Dossier Mengus (PDF)**